

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Weltbegebenheiten

[urn:nbn:de:bsz:31-262356](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262356)



Der Führer verkündet von der Rampe der Wiener Hofburg aus das Aufgehen Österreichs im Deutschen Reich.
Scherl Bilderdienst, Berlin.

Weltbegebenheiten / Bis Juni 1938

Wieder war ein Jahr ins Land gegangen. Kopf an Kopf drängte sich auf dem Ager die Dorfgemeinde. Sie harrete der Ankunft des Hausfreundes, um sich von dem welterfahrenen Alten wie üblich Bericht erstatten zu lassen über die politischen Ereignisse im Vaterland und draußen in der Welt. Gewiß lasen die Bauern ihre Zeitung und hörten das Jahr über die Nachrichten des deutschen Rundfunks. Sie waren daher gewissermaßen auf dem Laufenden. Aber keiner verstand es so gut wie der Hausfreund, Klarheit und Zusammenhang in die verwirrende Fülle der Tagesgeschehnisse zu bringen. Ihn zu hören, war jedesmal ein lehrreicher Genuß. Darum waren die Männer und Frauen, Maiden und Jungmänner zahlreicher erschienen denn je.

Die Dämmerung sank schon herab, und erste Sterne blühten auf, als der Bürgermeister den Hausfreund zu seinem Stammplatz am Fuße der Dorflinde geleitete. Das Geraune der Menge verstummte, als sie des Hausfreundes ansichtig ward. Er brauchte daher erst gar nicht Ruhe zu bieten und konnte sogleich beginnen.

„Männer und Frauen! Als ich im vergangenen Jahr von dieser Stelle aus zu euch sprach, da sagte ich euch, daß unsere Erde erschüttert wird von Unruhen aller Art, die eine erfreuliche Zukunft nicht verheißen. Ich sagte euch damals auch, daß die Völker dieser Erde zerrissen sind in drei große Lager: Autoritäre Staaten, westliche Demokratien und Sowjetrußland. Im großen und ganzen ist diese Einteilung aufrecht erhalten geblieben.

Jedoch haben sich im Laufe der letzten zwölf Monate Ereignisse zugetragen, die das politische Gewicht zugunsten der autoritär geführten Staaten verschoben. Einzig diese Tatsache berechtigt uns, hoffnungsfreudiger als letztes Jahr in die Zukunft zu blicken. Bei unserer gemeinsamen Betrachtung, die wir heute abend miteinander anstellen wollen, habe ich nicht die Absicht, euch mit Einzelheiten zu langweilen, sondern ich will versuchen, euch in großen Zügen das Gegenwartsgemälde der Weltpolitik zu entwerfen, angefangen vom letzten Sommer bis zum heutigen Tage.

Fangen wir an mit Spanien. Noch immer tobt in dem unglückseligen Lande der blutige Bürgerkrieg. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, durch den Londoner Nichteinmischungsausschuß und die Konferenz der Westmächte England und Frankreich in Lyon durch diplomatische Verhandlungen dem Ringen zwischen Weiß und Rot ein Ende zu setzen. Diese Versuche schlugen fehl, weil Sowjetrußland sich weigerte, die roten Freiwilligen zurückzuziehen, weil ferner von bolschewistischer Seite fortgesetzt provozierende Zwischenfälle heraufbeschworen wurden. Ich erinnere nur an die Torpedoangriffe auf unseren Kreuzer „Leipzig“ und die Bombenabwürfe sowjetrussischer Flugzeuge auf französische Grenzzorte. Da die Westmächte sich einer gemeinsamen Flottendemonstration gegen Rotspanien verweigerten, schied Deutschland und Italien aus dem Londoner Nichteinmischungsausschuß und der Seekontrolle aus. Aber trotz aller dreisten und offenen Einmischung durch das bolschewistische Rußland und seinen Bündnispartner Frankreich war und ist der Sieg der nationalen Waffen Francos nicht mehr aufzuhalten. Im vergangenen Herbst und Winter wurden Bilbao, Santander und Gijon erobert und damit ganz Nordspanien von dem bolschewistischen Terror befreit. Auch an der Pyrenäen-Front wurden bedeutende Erfolge erzielt. Ja, im Frühjahr des Jahres 1938 gelang es den nationalen Streitkräften sogar, das bolsche-

wistische Restspanien in zwei Teile zu spalten. Bei Vinaroz erreichte die nationale Offensive das Mittelmeer. Durch die anschließenden Operationen wurde der eroberte Küstenstreifen auf eine Breite von 150 Kilometer erweitert und befindet sich fest in Francos Hand. Barcelona und Valencia, die Hauptstützpunkte der Roten, sind somit voneinander abgeschnitten und vermögen sich nur noch sehr schwer gegenseitig zu unterstützen. Der nationale Vormarsch geht unaufhaltsam weiter in Richtung auf Valencia. Schon fiel Castellon den tapferen Soldaten Francos zu. Nur durch 60 Kilometer in der Luftlinie und durch das stark befestigte Sagunt sind die nationalen Verbände von Valencia, dem Sitz der roten Regierung, getrennt. Schon packen die roten Machthaber ihre Koffer, um das Weite zu suchen, um in irgend einer Stadt des weniger gefährdeten Hinterlandes erneut ihre Zelte aufzuschlagen. Aber auch hier sind sie ihres „kostbaren“ Lebens nicht mehr sicher; denn die nationalen Bomber erscheinen fast täglich über den kommunistischen Widerstandszentren und belehren die Bolschewistenhäuptlinge eindeutig, daß ihre Stunde geschlagen hat. Daran vermögen auch die immer dringender werdenden Hilferufe der roten Sender nichts mehr zu ändern. In ein Geschäft, das dem Bankerott entgegengeht, steckt kein vernünftiger Mensch mehr einen Groschen. Wenn Rußland und Frankreich das vorläufig dennoch tun, so ist das ihre Sache!

Wenn vor einem Jahre noch Spanien ein Krisenherd ersten Ranges war, der ganz Europa in Brand zu setzen drohte, so hat er in der Zwischenzeit viel von seiner ursprünglichen Gefährlichkeit verloren. Denn im Fernen Osten, zwischen China und Japan, entbrannte ein Kampf, der an Bedeutung den spanischen Konflikt bereits bei weitem übertrifft. Um die Hintergründe des erbitterten Ringens zwischen diesen beiden mongolischen Mächten aufzuhellen, ist es notwendig, ein wenig weiter auszuholen.

China, das Land der Mitte, wie es



Rekruten werden auf die neuen Fahnen der Beherrschung vereidigt.

Photo: Karl Müller, Freiburg i. Br.

selbst von seinen Bewohnern genannt wird, ist ein Raum von riesenhafter Größe. Es bedeckt eine Fläche von dem Ausmaß Europas. Fast 500 000 000 Menschen, d. h. ein Viertel der gesamten Menschheit, bevölkern diese fruchtbaren und rohstoffreichen Gebiete. Schon am Ausgang des Mittelalters trat China durch die Forschungsreisen des aus Venedig stammenden Kaufmanns Marco Polo in das Blickfeld Europas. Aber erst in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde es durch den englischen Handel erschlossen und damit in das politische Kräftefeld der abendländischen Welt einbezogen. Mit der Ausbreitung des zaristischen Rußland bis an die Gesteade des Stillen Ozeans und dem Erstarken der Vereinigten Staaten von Nordamerika erstanden den englischen Interessen in China beachtliche Mitbewerber. Sie alle beuteten das an seiner alten Kultur

zäh festhaltende Land weidlich aus. Hierbei leistete das chinesische Kaiserhaus der Mandschu den fremden Imperialstaaten mancherlei Vorschub. Im Vorerfassungsstand des Jahres 1901 entlud sich erstmalig der lang aufgespeicherte Fremdenhaß in blutigen Unruhen. Sie wurden durch eine Expedition fast aller Großmächte gewaltsam unterdrückt. Im Jahre 1911 legte eine Revolution das Kaisertum hinweg. China wurde Republik. Die an westlicher Bildung und Zivilisation geschulte junge chinesische Generation unter der Führung Sun Yat Sen nahm die politischen Geschicke des erwachenden China in ihre reformfreudigen Hände. Ihr Wahlspruch lautete: China den Chinesen! Aber jene Männer waren zunächst Offiziere ohne Soldaten. Es fehlte ihnen die Gefolgschaft der breiten Volksmassen. Die Reformer vermochten nicht, den Zerfall des chinesischen Groß-

reiches in eine Reihe von mehr oder minder selbständigen Einzelstaaten zu verbüten. Hinter diesen provinzialen Staatengebilden standen natürlich jeweils russische, englische oder amerikanische Drahtzieher. Dennoch immer ist der politische Grundsatz der alten Römer richtig gewesen: Teile und herrsche! Durch den Weltkrieg wurden die Verhältnisse im Fernen Osten grundlegend umgestaltet. Während die europäischen Mächte, mit Einschluß Amerikas, sich gegenseitig zerfleischten, wuchs Japan zur führenden Großmacht im fernen Ostasien heran. Schon 1915 hatte es als Ziel seiner Politik verkündet: Asien den Asiaten! Seine schnelle Volksvermehrung zwang zum Aufbau einer gewaltigen Industrie und zur Erschließung neuen Siedlungsbodens. Da Amerika und Australien sich gegen die japanische Einwanderung 'absperrten, blieb nur noch die Ausbreitung nach dem Westen, d. h. nach China. Hier nun stießen die japanischen Interessen mit den englischen, amerikanischen und russischen zusammen. Die erste kriegerische Entladung erfolgte bereits im russisch-japanischen Kriege im Jahre 1904/05. Damals ging Japan als überlegener Sieger hervor. In den Jahrzehnten bis 1925 standen einer friedlichen Durchdringung Chinas durch die Wirtschaftskräfte Japans bedeutende Hindernisse nicht im Wege. Diese Sachlage änderte sich, als nach Überwindung der Weltkriegsfolge Rußland, England und Nordamerika miteinander zu wetteifern begannen, den verlorenen Boden in China wieder zu gewinnen; denn eine Bevölkerung von 500 000 000 Menschen stellt eine Verbrauchermasse dar, die sich niemand so ohne weiteres entgehen lassen wird. Gestützt auf die oben genannten Mächte begannen nun die nationalen Kräfte Chinas unter der Führung Chiang Kai Shek's, eines Schülers und Freundes von Sun Yat Sen, von Nanking aus ein neues, modernes China aufzubauen. Den Kreisen um Chiang Kai Shek erschienen hierbei nicht so

sehr die Westmächte und die Russen, sondern vielmehr die Japaner als die eigentlichen Feinde der zu schaffenden nationalen Einheit. In Wort und Schrift wurde eine scharfe antijapanische Propaganda getrieben und zum Boykott aller japanischen Waren aufgerufen. Sowjetrußlands Weizen blühte in jenen Nachkriegsjahren ebenfalls. Kommunistische Ideen drangen in die chinesische Bevölkerung ein, kommunistische Bandenbeere bildeten sich. Am Horizont tauchte eine phantastische Zukunftsmöglichkeit für den Bolschewismus auf: Die Weltrevolution mußte siegen, wenn es gelang, das unerschöpfliche Menschenreservoir Chinas auszubeuten für die Bildung kommunistischer Armeen!

In diesem Augenblick, bedroht von der kommunistischen Weltrevolution und den wirtschaftlichen Erdrosselungsversuchen Englands und Amerikas zugleich, schlug Japan zu. Schon im Sommer 1931 verteidigte es mit bewaffneter Gewalt vor Schanghai seine Lebensinteressen. In den folgenden Jahren schuf Japan den Staat Mandschukuo im Norden Chinas als Bollwerk gegen den kommunistischen Vormarsch. Die Nankingregierung sicherte damals Japan eine Politik der offenen Tür zu. Diese Zusage wurde nicht eingehalten. Die japanfeindliche Stimmung in China schwoll von Tag zu Tag stärker an. Mehr und mehr begab sich Nanking in englisches, amerikanisches und russisches Fahrwasser. Enger und enger zog sich der Ring der Einkreisung um Japan zusammen.

Als am 8. August vergangenen Jahres in Peking stationierte japanische Truppen eine Nachtübung abhielten, wurden sie von chinesischen Soldaten beschossen. Die Japaner erwiderten das Feuer. Es gab Tote und Verwundete auf beiden Seiten. Japan nahm diesen Zwischenfall zum Anlaß, um nunmehr die unerträgliche Spannung endgültig zu bereinigen. Da die Nanking-Regierung Japans Forderung auf volle Gleichberechtigung ablehnte und Garantieverpflichtungen für die Vermeidung künftiger Zwischenfälle und Bekämpfung

son- die chaf- und ische kott ow- ach- ische völk- weere eine den tion un- inas iisti- der den chen hlug ver- vor den staat inas chen herte enen ein- ung rker ting ches der zu- hres open sie Die gab iten. An- pan- die ung und mei- mp-
fung des antijapanischen Boykotts nicht übernahm, kam es zum bewaffneten Aus-
trag der Gegensätze. China, dem unzwei-
felhaft durch England und die Vereinig-
ten Staaten von Nordamerika der Rücken
gesteift worden war, wandte sich zunächst
um Unterstützung an den Völker-
bund und zugleich an die Unterzeichner
des Neunmächtevertrages, der seinerzeit
den Bogauffstand beendet hatte. Der
Völkerbund ließ den chinesischen Hilferuf
in einem Unterausschuß verschwinden. Die
Unterzeichner des Neunmächtevertrages,
mit Ausnahme Deutschlands und Italiens,
die sich als nichtinteressiert erklärten,
traten letzten Herbst in Brüssel zu
einer Konferenz zusammen. Hier
wurde Japan zum Angreifer gestempelt
und aufgefordert, die Feindseligkeiten
gegen China einzustellen. Außerdem
wurde für die Konferenzteilnehmer die
Parole ausgegeben, nichts zu tun, was
die Interessen Chinas schädigen könne.
Auf gut deutsch hieß das: Unterstützung!
Wohin der Hase lief, machte weiterhin
der Abschluß eines „Nichtangriffsvertra-
ges“ zwischen China und Sowjetrußland
deutlich. Angesichts dieser Sachlage konnte
man es Japan nicht verargen, wenn es
die begonnenen militärischen Maßnahmen
fortsetzte. Während noch die oben erwähn-
ten diplomatischen Spiegelfechtereien im
Gang waren, donnerten im Fernen Osten,
ohne daß offiziell zwischen Japan und
China Kriegserklärungen ausgetauscht
worden waren, die Geschütze, ratterten die
Tanks und bellten die Maschinengewehre.
In der Nähe von Peking, am Hankau-
Paß, in der näheren und weiteren Um-
gebung von Schanghai, vor Nanjing und
an der Lunghai-Bahn kam es zu erbitter-
ten Großkämpfen. Zumeist siegten die
besser ausgerüsteten und auch besser ge-
führten Japaner. Kennzeichnend für den
Fernostkonflikt ist, daß die Chinesen Ent-
scheidungsschlachten vermeiden, nur hin-
haltenden Widerstand leisten und sich
immer weiter in das Innere ihres riesen-
haften Landes zurückziehen. Dadurch
werden die Japaner gezwungen, eine un-
geheuer große Etappe zu entwickeln mit

sehr langen Operationslinien, die fort-
gesetzt durch Banditenüberfälle gefährdet
sind. Als es den Chinesen überhaupt
nicht gelingen wollte, den auf die neue
chinesische Residenz Hankau gerichteten
Vormarsch der Japaner aufzuhalten,
durchstachen sie die Deiche des Gelben
Flusses; seine gewaltigen Wassermassen
überfluteten weithin das Operationsgebiet
nördlich und nordöstlich von Hankau.
Hierdurch kam an diesem Frontabschnitt
die japanische Offensive zum Stillstand.
Aber schon haben die Japaner weiter im
Süden eine neue Front aufgebaut und
tragen den Angriff gegen Hankau aus
dieser Richtung vor. Um die Waffen-
einfuhr nach China zu unterbinden, berei-
ten die Japaner einen Vorstoß gegen die
dicht an der indochinesischen Grenze
liegende Insel Hainan vor.

Wie gewaltig die Ausmaße des chinesisch-
japanischen Krieges sind, kann man daran
erkennen, daß Japan weit über 1 000 000
Mann auf den verschiedenen Kriegsschau-
plätzen eingesetzt hat.

Noch ist kein Ende des chinesisch-japa-
nischen Duells abzusehen. Es ist kein
Kampf, der nur ausgefochten wird zwischen
China und Japan, sondern ein solcher, in
dem die Front der saturierten Mächte
gegen die der unsaturierten steht. Insofern
weist der chinesisch-japanische Konflikt
vielfältige verwandte Züge zum spanischen
Bürgerkrieg auf. Der lachende Dritte
könnte eines Tages auch hier Sowjetruß-
land sein.

Damit sind wir in unserer gemeinsamen
Betrachtung zu einem wesentlichen Ab-
schnitt gelangt, bei dem zu verweilen sich
lohnt. Wenn nicht alle Zeichen trügen,
dann hat der bolschewistische
Moloch sich übernommen. Das spa-
nische Unternehmen war bisher eine
Pleite. Der Ausbreitung des Kommunis-
mus im Fernen Osten hat Japan vorläufig
einen stählernen Riegel vorgeschoben.
Offen an der Seite Chinas in den Krieg
gegen Japan einzutreten, kann Sowjet-
rußland heute weniger wagen denn
je. Es kriselt und gärt gewaltig im Reich
des roten Zaren Stalin. Das sinnlose

Abjachten von angeblichen Trotzkisten, Konterrevolutionären und Saboteuren ist selbst in dem geknechteten Russenvolk nicht widerspruchlos hingenommen worden. Allabendlich fast meldet sich ein russischer Geheimfender, der Stalin und seinen Anhängern Tod und Verderben androht, weil sie Volk und Land mit ihrem Terrorregiment ruinieren. Dem Bluttausch Stalins sind im vergangenen Jahre Admiral Orlow, der Oberstkommandierende der sowjetrussischen Seestreitkräfte, ferner eine ganze Reihe von sowjetrussischen Gesandten, die aus dem Auslande nach Moskau befohlen wurden, zum Opfer gefallen. Lediglich dem sowjetrussischen Geschäftsträger Budenko in Rumänien gelang es, den Häschern der GPU zu entkommen. Er floh nach Rom und machte in der italienischen Presse grauenhafte Enthüllungen über die wahren Zustände in der Sowjetunion. Selbst vor seinen ehemaligen revolutionären Mitkämpfern aus der Vorkriegszeit und den Tagen der Räterevolution machte Stalin nicht halt. 21 von ihnen, zum Teil hohe und höchste Parteifunktionäre, standen um die Jahreswende vor dem Moskauer Bluttribunal. 19 ereilte der Tod. Das alles aber wird in den Schatten gestellt durch die ungeheuerliche Nachricht, die erst in den letzten Wochen durchgedrungen ist, daß Stalin fast alle aktiven Offiziere der Armee vom Obersten an aufwärts hat erschießen lassen, um einer drohenden allgemeinen Militärrevolte vorzubeugen, deren erste Anzeichen sich in Weißrußland bereits bemerkbar machten in Gestalt einer Meuterei von mehreren Regimenten. Wie groß der Offiziersmangel in der Sowjetarmee ist, konnte man daran erkennen, daß erst in den letzten Tagen die Kadetten vor Abschluß ihrer Ausbildung als Offiziere in das Heer eingereiht werden mußten. Wie schlecht muß es um eine Truppe bestellt sein, wenn selbst ein offizielles sowjetrussisches Regierungsorgan, die „Prawda“, die roten Kommandeure ermahnen muß, „ihre Frauen doch nicht zu prügeln und in der Trunkenheit die Lokale nicht zu demolieren!“

Allerdings eine Armee, die ihrer besten und leistungsfähigsten Offiziere beraubt wurde, deren Rest aber als Säufers und Randalierer gebrandmarkt werden muß, ist nicht voll einsatzfähig. Aus diesem Grunde kann Sowjetrußland vorläufig wenigstens nicht der lachende Dritte im Fernostkonflikt sein. Bei dieser Feststellung ist der Nachdruck zu legen auf vorläufig. Denn noch immer ist von den bolschewistischen Machthabern der Grundsatz der Weltrevolution nicht aufgegeben worden. Erst kürzlich, zum 20. Jahrestag der Begründung der Roten Armee, wurde von Stalin und Woroschilow in ihren „Feierreden“ auf die weltrevolutionäre Sendung der bolschewistischen Soldateska hingewiesen. Es gilt daher auch in Zukunft mit größter Aufmerksamkeit die weitere Entwicklung Sowjetrußlands zu verfolgen.

Dies ist um so notwendiger, weil Frankreich nach wie vor an seinem Bündnis mit Rußland festhält. Dieser Militärpakt, ursprünglich gedacht als Verstärkung der französischen Stellung in Europa, hat sich im vergangenen Jahre mehr denn einmal als eine schwere Belastung für Frankreich erwiesen sowohl innen- wie außenpolitisch. Es will schon etwas heißen, wenn ein französischer Minister erst den russischen Botschafter in Paris aufsuchen muß, damit mit seiner Hilfe die fortgesetzten Streiks, die bereits die französische Rüstung gefährdeten, beendet werden konnten. Dennoch hat es den Anschein, als ob in Frankreich starke Kräfte am Werke sind, die eine Loslösung von der russischen Bevormundung erstreben. Jedenfalls ist die bisherige Volksfrontregierung des Juden Blum geplatzt. Die Regierungen Chamberlains und Daladier bildeten bereits Kabinette der nationalen Konzentration. Man brachte es sogar fertig, den Chef des deutschen Generalstabes, General Beck, nach Paris einzuladen. Natürlich macht eine Schwalbe noch keinen Sommer! Das gilt auch für die verschiedenen Pressestimmen, die ganz offen die Einmischung zugunsten Rotspaniens verwerfen und den

Pakt mit Rußland als
schädlich bekämpfen.

Das ist a b i l s t e
Element in Frank-
reich ist offensichtlich die
Armee. Sie hat sich
im vergangenen Jahre
der Aufgabe, die Sicher-
heit Frankreichs zu ge-
währleisten, tatkräftig
gewidmet und die er-
forderlichen Rüstungs-
kredite durchgesetzt. Ihr
Wortführer ist der ehe-
malige Generalinspek-
teur der französischen
Wehrmacht, General

Weygand. Er schrieb
vor kurzem ein sehr
a u f s c h l u ß r e i c h e s
Buch mit dem Titel: „Ist
Frankreich stark
genug?“ In ihm
warnte er vor Übertrei-
bungen sowohl nach der
guten wie nach der
schlechten Seite hin. Die
in seiner Schrift erhobene
Forderung, schon in
Friedenszeiten einen
einheitlichen Oberbefehl
zu schaffen, ist in der
Zwischenzeit in Erfül-
lung gegangen. In der
Hand des Generals
Gamelin ruht nun-

mehr die oberste Befehlsgewalt für alle
drei Wehrmachtsteile. Man sieht, selbst
das demokratische Frankreich hat von den
so oft geschmähten autoritären Staaten
gelernt!

Eifriger denn je sucht Frankreich heute
seine Sicherheit zuerst durch eigene An-
strengungen zu garantieren. Daß es hier-
bei die farbigen Truppen seines
Heeres erneut vermehrte, will und darf
uns nicht gefallen. Ganz besonderen Wert
legte Frankreich im vergangenen Jahre
darauf, mit England unter allen
Umständen in gute Einverneh-
men zu bleiben. Diesem Zwecke dienten



HJ. aus dem Schwarzwald (Trachten aus dem Renshtal)
Photo: Erich Bauer, Karlsruhe.

mehrfache Besuche französischer Minister
und hoher Generalstabsoffiziere in Lon-
don. Daß diese sich dort nicht nur über das
gute und schlechte Wetter unterhalten
haben, liegt auf der Hand. Vielmehr ist
es wahrscheinlich, daß Verabredungen zu-
stande gekommen sind, ähnlich denen der
Vorkriegszeit. Rundige Leute erzählen
sich, daß im Ernstfall für das Kommando
der gemeinsam operierenden Land-
truppen der französische General-
stab, für die Luft- und Seeflotten der
englische zuständig sein soll. Diese
wiedererstandene „Entente cordiale“
soll unterstrichen werden durch den für

Ende Juni geplanten englischen Königsbesuch in Paris.

Von engster französisch-englischer Zusammenarbeit zeugten auch die Konferenz von Nyon, auf der gemeinsame Richtlinien für die Überwachung der Schifffahrt im westlichen Mittelmeer ausgegeben wurden, ferner das gemeinsame Vorgehen beider Staaten in der Genfer Liga hinsichtlich der Anerkennung des italienischen Imperiums und im Fernostkonflikt. Bemerkenswert war ebenfalls die Ensigkeit der französischen Außenpolitik im Lager der Kleinen Entente. Im vergangenen Herbst stattete Außenminister Delbos Budapest, Belgrad, Prag und Warschau mehrtägige Besuche ab. Das Ergebnis der Reise war sehr mager. Nur in Prag fand Herr Delbos noch die alte Anhänglichkeit und Freundschaft vor. Mit saurem Gesicht stellte der „Temps“ fest: „Das Herz Europas schlägt nicht mehr in Paris, sondern in Berlin!“

Von erstaunlicher Folgerichtigkeit und klarer Sicht erwies sich im vergangenen Jahre die englische Politik. Mit einer schweren Vorbelastung, nämlich der englisch-italienischen Spannung, war sie in das Jahr 1937 eingetreten. Einem englisch-italienischen Ausgleich stand vor allem der bisherige Außenminister Eden, ein ausgesprochener Gegner des autoritären Staatsgedankens, entgegen. Der englische Premierminister Chamberlain entfernte ihn daher mit bemerkenswerter Tatkraft aus dem Kabinett und ersetzte ihn durch ein Mitglied des Oberhauses, den Lord Halifax, der sich bereits im vergangenen Herbst in Berlin anlässlich der Jagdausstellung vorgestellt hatte. Sofort wurde die erwünschte Wirkung erzielt. Chamberlain und Mussolini traten in einen persönlichen Briefwechsel ein. Als Ergebnis kam ein sogenanntes „Gentlemen Agreement“, d. h. eine freundschaftliche Übereinkunft zustande, die den Status quo im Mittelmeer festlegte und gleichzeitig eine tatsächliche Anerkennung des italienischen Imperiums darstellte. England ließ sich sogar herbei, einen

Brief an den Völkerbund zu richten, der den Mitgliedstaaten anheimstellte, ohne Rücksicht auf die Satzungen der Genfer Liga, ihre bisherige Einstellung zu Italien einer Korrektur zu unterziehen. Lord Halifax hatte in der Vollziehung des Völkerbundes die wenig angenehme Aufgabe, den englischen Standpunkt zu begründen. Ein heikles Unterfangen, nachdem gerade England den Bund seinerzeit zur Verhängung der Sanktionen gegen Italien aufgepuscht hatte.

In noch stärkerer Weise als Frankreich betrieb England im vergangenen Jahre seine Aufrüstung. Nicht weniger als 520 000 Tonnen neuer Kriegsschiffe wurden jenseits des Kanals auf Kiel gelegt. Auch die Luftwaffe erfuhr eine erhebliche Verstärkung durch Neubauten und durch Einkäufe der neuesten Modelle in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Für London wurde eine gewaltige Ballonsperre geschaffen mit einem Bodenpersonal von 6000 Mann. Chamberlain überraschte sogar das Parlament mit der für englische Ohren geradezu ungeheuerlichen Erklärung, daß die bisherigen englischen Regierungen bereits seit 1922 Gesetze vorbereitet hätten, die für den Kriegsfall die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorsähen! Sogar eine Frauenarmee von 500 000 „Mann“ ist in Aufstellung begriffen. Sie soll im Ernstfalle die Aufgaben der bisherigen Territorialmiliz übernehmen. Einen derartigen militaristischen Geist hat das verschriene Nazideutschland unseres Wissens bisher noch nicht entfaltet. Zur Beschaffung der für die englische Riesenrüstung erforderlichen Geldmittel wurde auf dem Inselreich die Steuerschraube erheblich angezogen. Mit musterergültiger Disziplin leistete das englische Volk seiner Regierung in ihren Maßnahmen unbedingte Gefolgschaft. Es bewies damit, daß politisches Denken dem Engländer selbstverständlich ist.

Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika machten im vergangenen Jahre gewaltige An-

der
ohne
enfer
alien
hali-
ker-
den
Ein
Eng-
zung
tscht
reich
ahre
als
wur-
legt.
er-
und
e in
ame-
wal-
mit
ann.
Par-
ge-
die
reits
die
in-
e n
ogar
ann"
im
igen
der-
hat
ieres
Zur
esen-
urde
e er-
tiger
einer
nebe-
mit,
nder
a a-
hten
An-

strenungen, um ihren
Rüstungsstand zu ver-
bessern und dem der
anderen anzugleichen.

Dies schien für die
Nordamerikanische
Union um so notwen-
diger, da Japan den
Washingtoner
Flottenvertrag
von 1922, der ein Flot-
tenverhältnis zwischen
England, Amerika und
Japan von 5 : 5 : 3 vor-
sah, nicht mehr er-
neuerte. Als die beiden
angelsächsischen Vettern
in Tokio anfragten,
welche Neubauten man
japanischerseits anzufer-
tigen beabsichtige, welche
Größe und Bestückung
man ihnen zu geben
gedenke, erhielten die
neugierigen Frager die
entsprechende Antwort,
nämlich, daß dies eine
japanische Ange-
legenheit sei, die nie-
mand anderen etwas an-
ginge. Die Folge davon
war, daß die Vereinigten
Staaten von Nordame-
rika und England Groß-
kampfschiffe von mehr
als 45 000 Tonnen mit
Geschützkaliber über 40 Zentimeter ihren
Werften in Auftrag gaben.

Im übrigen hatte Präsi-
dent Roosevelt mit seiner Sozialge-
gebung im vergangenen Jahre noch
mehr Pech als im vorhergehenden. Trotz
der Milliarden, die für eine staatliche
Arbeitsbeschaffung ausgeworfen und auf-
gewendet wurden, und obwohl die ameri-
kanische Rüstungsindustrie am spanischen
Krieg und Fernostkonflikt Unsummen ver-
diente, gelang es nicht, die Zahl der
Arbeitslosen zu senken. Noch immer
lungern im Land der ehemals „unbegrenz-
ten Möglichkeiten“ mehr als 11 000 000



Volkssfasnacht im Schwarzwald: Elzacher Schubbigs.
Photo: Erich Bauer, Karlsruhe.

Erwerbslose auf den Straßen herum. Es
will uns dünken, daß die Union zu einem
Land von sehr begrenzten Mög-
lichkeiten geworden ist. Außerordent-
lich interessant war es, festzustellen, daß
das Parlament der Vereinigten Staaten,
der Kongreß, ernstzunehmende Vorstöße
unternahm, mit dem Ziele, dem amerika-
nischen Präsidenten die Rechte der Kriegs-
erklärung und des Friedensschlusses zu
entwinden und auf die Volksvertretung
zu übertragen. Offensichtlich brennen den
nordamerikanischen Anbetern der liberalen
„Freiheit“ die schweren politischen Pro-
bleme noch nicht genug auf den Nägeln.

Im großen und ganzen aber hat es den Anschein, als werde Amerika aus seiner bisherigen Zurückhaltung den europäischen und Fernostfragen gegenüber heraustreten. Jenseits des großen Teiches dämmert wohl allmählich die Erkenntnis auf, daß alle politischen Ereignisse irgendwie miteinander verflochten sind, und daß ihre Auswirkungen jeden treffen, ob er nun will oder nicht. Es scheint den Dankes klar zu werden, daß es nicht mehr damit getan ist, sich isoliert in einer Ecke aufzubauen, blasiert den unbeteiligten Dritten zu spielen und verächtlich auf die europäische Kinderstube herabzusehen. Eines steht jedenfalls fest: Die Union hat die Freigabe der Philippinen bis auf weiteres vertagt. Sie will also ihren Fuß am anderen Ufer des Pazifik stehen lassen! Sicherlich ist dieser Entschluß mit auf englische Einwirkung zurückzuführen; denn verdächtig oft gingen hohe amerikanische Marineoffiziere in London ein und aus und schauten sehr interessiert den großen englischen Flottenmanövern in Singapur zu. Und — überreichte England in Tokio eine Protestnote wegen Schädigung der englischen Interessen, so konnte man sicher sein, am anderen Tage in der Zeitung zu lesen, daß auch der amerikanische Geschäftsträger im japanischen Außenamt vorstellig geworden war. Wenn nicht alle Zeichen trügen, dann ist ein weitreichendes englisch-nordamerikanisches Bündnis im Entstehen. Frankreich wird von England nur noch so lange gehalten werden, bis die andere Sache „perfekt“ ist. Eines ist schon heute sicher: Frankreich spielt nicht mehr die erste Geige im anglo-französischen Verhältnis. Ihm droht das Schicksal des fünften Rades am Wagen, Ersatzreisen zu werden, mehr nicht.

Diese beginnende Vereinsamung hat sich Frankreich selbst zuzuschreiben. Verannte Doktrinen eignen sich auf die Dauer nicht als Bundesgenossen, vor allem nicht in einer Welt, die im Umbruch begriffen ist.

Faßt man die Ergebnisse der bisherigen Betrachtung der politischen Ereignisse zusammen, so kommt man zwangsläufig zu der Erkenntnis, daß die Ära des Weltkrieges zu Ende und ein neuer Abschnitt der Menschheitsgeschichte angebrochen ist. Zweifelsohne haben der spanische Konflikt und der japanisch-chinesische Krieg die oben erwähnte Wende beeinflusst und beschleunigt. Beide Kriege aber, so blutig und gewaltig sie sind, bilden nicht die tiefere Ursache. Diese ist vielmehr zu erblicken in der Achse Berlin — Rom — Tokio und in der politischen Wirksamkeit der beiden größten Staatsmänner der Gegenwart: Mussolini und Hitlers! Beide haben Weltanschauungen geschaffen, die vollkommen neuartig sind und zwei mächtige Völker mobilisierten in bisher noch nie erlebtem Ausmaß. An die Stelle des parlamentarischen Geschwäzes haben sie gesetzt: Verantwortung, Leistung, Disziplin, Autorität und eine Politik der Wirklichkeit.

Der Besuch des Duce in Berlin im September des vergangenen Jahres und der Appell der Millionen auf dem Maifeld und in den Straßen der Reichshauptstadt bewiesen der Welt, daß echte und wahre Kameradschaft auch unter Staatsmännern und ganzen Völkern möglich ist. In seiner Rede sprach Mussolini das denkwürdige Wort, daß Italien Deutschlands Haltung im Sanktionenkampfe niemals vergessen werde. Im Lenz dieses Jahres, als das deutsche Österreich in das Reich heimkehrte, sollte der Führer der italienischen Nation Gelegenheit haben, dieses Versprechen wahrzumachen. Raum war Mussolini von seinem Deutschland-Besuch nach Italien zurückgekehrt, da zog er auch schon die Folgerungen aus der sturen Verranntheit der Genfer Liga. Italien kehrte dem Völkerbund für immer den Rücken und trat dem Antikominternpakt Deutschlands und Japans bei.

Damit wurde die Achse Berlin—Rom und Berlin—Tokio umgeschmiedet zu einem ehernen Dreieck, das den halben Erdball umspannt und die Gewähr dafür bietet, daß Sowjetrußlands Weltrevolutionen auf den erbitterten Widerstand von drei Großmächten stoßen werden, wenn es dem Bolschewismus einfallen sollte, die Grenzen seines bisherigen Machtbereiches zu überschreiten. Moskau hatte die Stirn, durch seinen Gesandten in Rom gegen den Beitritt Italiens zum Antikominternpakt Protest zu erheben. Höflich, aber bestimmt wurde dem Herrn die Türe gewiesen. Ebenso höflich und bestimmt lehnte der italienische Außenminister Ciano es ab, auf die Anbiederungsversuche Frankreichs in diesem Frühjahr einzugehen. Klar sprach es Mussolini in Genua aus: Solange ihr Franzosen in Spanien jenseits der Barrikaden im Lager der Roten steht, haben wir nichts miteinander zu schaffen! Wie schwach muß die Stellung Frankreichs im Konzert der Großmächte bereits geworden sein, wenn es diese moralische Ohrfeige wortlos einsteckte. Wie stark dagegen muß Italiens Lage im Mittelmeer geworden sein, wenn sogar der englische Premierminister, nämlich Chamberlain, sich beeilte, unter Aufopferung des Außenministers Eden mit Italien zu dem bereits oben erwähnten Gentlemen Agreement zu gelangen. Auch hier traf Mussolinis Feststellung den Nagel auf den Kopf: Dieses Abkommen bedeutet keine Auferstehung der Front von Stresa; es bedeutet auch nicht die Wiederaufrichtung der italienischen Abhängigkeit von England wie in der Vorkriegszeit; es ist ein Abkommen zwischen Gleichberechtigten!

In welchem Maße Italiens Gleichberechtigung und Stärke gewachsen sind, offenbarte der Gegenbesuch des Führers in Italien im Mai des Jahres 1938. Auf der Höhe von Neapel stellten über 200 Einheiten der italienischen Flotte mit hervorragenden Leistungen ihre Schlagkraft unter Beweis. Von der gleichen Schlagkraft des Heeres zeugte

die Parade vor dem Führer in Rom. Die im Passo Romano vorbeidefilierenden 50 000 Mann machten der aufhorchenden Welt klar, daß Italiens Volk, nahezu 2 Jahrzehnte in der Zucht des Faschismus geschult, eine tiefgreifende Wandlung erfahren hat. Unter Mussolinis Führung ist die italienische Nation zu einem Volk geworden, das seine Lebensrechte fanatisch verteidigen wird bis zum äußersten. Offen sprach es Mussolini aus: Einen Freund haben, mit ihm marschieren bis zum Ende! Und wenn die Stunde des Krieges einmal kommen sollte, dann werden neun Millionen Bajonnette jedem Gegner entgegenblitzen.

Am 30. Januar dieses Jahres waren es fünf Jahre, seitdem der Führer die Geschichte des Deutschen Reiches leitete. In einer mehr als dreistündigen Rede vor dem Reichstag legte der Führer Rechenschaft ab über seine und seines Volkes Leistung. Diese ist so gewaltig, so sichtbar vor aller Augen, daß es sie schmälern hieße, wolle man sie im einzelnen darstellen. Kein Staatsmann aller Zeiten kann sich rühmen, in dem knappen Zeitraum von fünf Jahren ein Volk aus so vollständiger Machtlosigkeit, Ohnmacht und Verzweiflung zu so gewaltiger Stärke wieder emporgeführt zu haben.

Unter dem ohrenbetäubenden Jubel der deutschen Volksvertreter zog der Führer die deutsche Unterschrift unter dem Diktat von Versailles zurück. Das ehemalige feindliche Ausland quittierte mit betretenem Schweigen. Damit ist für uns Deutsche Versailles null und nichtig, der Schandvertrag erledigt. Mit eindringlicher Schärfe erhob der Führer ebenfalls erneut den unveräußerlichen Anspruch des deutschen Volkes auf seine Kolonien. Diese Forderung klang den englischen Ohren nicht gerade angenehm. Aber selbst auf die Gefahr hin, daß durch die Kolonialfrage das deutsch-englische Verhältnis etwas belastet wird, darf und wird dieser Ruf nach unseren Schutz-

gebieten nicht mehr verstummen. Deutlich genug auch warnte der Führer davor, die deutschen Volksgenossen im Ausland noch weiterhin zu knebeln und zu knechten. Diese Warnung erging an die Adresse der Herren Schuschnigg und Benesch in Wien und Prag. Wenige Tage darauf antwortete Schuschnigg in einer Rede, die auch auf den deutschen Rundfunk übertragen wurde. Sie strohte von derartigen Frechheiten und Überheblichkeiten, daß selbst der einfachste Volksgenosse innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen sich sagte: So kann das einfach nicht mehr weitergehen! Noch einmal gab der Führer dem System der Vaterländischen Front in Österreich eine Chance, auf gütlichem Wege die unerträglich gewordene Spannung zu beseitigen. Anfang Februar bestellte der Führer den Bundeskanzler Schuschnigg zu einer persönlichen Unterredung auf den Obersalzberg. Der österreichische Bundeskanzler erschien auch und versprach, eine allgemeine Volksabstimmung in Österreich durchzuführen. Aber wie hielt der ehemalige Jesuitenzögling sein Versprechen! Er legte dem österreichischen Volke einen Stimmzettel vor mit der inhaltlosen Phrase: „Bist Du für ein freies, selbständiges, ständisches und christliches Österreich?“ Spontan flammte die Erregung des österreichischen Volkes, das wiederum betrogen werden sollte, auf. Es demonstrierte. Schuschnigg ließ die österreichische Wehrmacht, bewaffnete Maristen und Angehörige der Vaterländischen Front auf die wehrlose Bevölkerung los, um den Widerstand gegen seine irrsinnige Politik niederzuknüppeln. Kam es zum Zusammenstoß, dann war ein entsetzliches Blutbad unvermeidlich. In dieser ernstesten Stunde enthob Miklas, der österreichische Bundespräsident, Schuschnigg seines Amtes und betraute Dr. Seyß-Inquart mit der Neubildung der österreichischen Regierung. Der neue Bundeskanzler bat den Führer telegraphisch um Hilfe und

um Entsendung deutscher Truppen, um dem unglücklichen Deutsch-Österreich eine neue blutige Auseinandersetzung zu ersparen. Und der Führer ließ marschieren! Am 12. März donnerten die Maschinen der deutschen Luftwaffe über die Grenze des Bruderlandes, marschierten die feldgrauen Kolonnen über den künstlichen Trennungsstrich, den der Haßgeist der Versailler Diktatoren gezogen hatte. Deutsch-Österreich kehrte heim zum Reich. Am 10. April dieses Jahres stimmten über 50 000 000 Volksgenossen im Deutschen Österreich und im Altreich darüber ab, ob Österreich ein Bestandteil des Deutschen Reiches sein solle oder nicht, ob das Deutsche Volk die Politik des Führers billige oder nicht. Das Ergebnis war überwältigend. 98 Prozent der deutschen Volksgenossen dankten dem Führer mit ihrem Ja! Die Sprache der Zahl war eindeutig, auch für das Ausland. Frankreichs und Englands Protest gegen die Angliederung Deutsch-Österreichs an das Reich wanderte dorthin, wohin er gehörte, nämlich in den Papierkorb.

Hatten die Westmächte gehofft, daß über der österreichischen Frage die Achse Berlin—Rom in die Brüche gehen werde, so wurden sie jämmerlich enttäuscht. Der zu einer Sonder Sitzung einberufene Großrat des Faschismus begrüßte unter dem Voritz Mussolinis den Anschluß Deutsch-Österreichs als eine historisch notwendige Tatsache. Diesmal konnte der Führer dem Duce telegraphieren: Mussolini, ich werde ihnen dies nie vergessen! Auch Jugoslawien und Ungarn schlossen sich der italienischen Haltung an. Sogar die Prager Regierung beeilte sich, zu versichern, daß tschechoslowakische Interessen durch den Anschluß nicht berührt würden.

Gewißigt durch die deutsche Politik der vollendeten Tatsachen, fanden England und Frankreich auf einmal auch die Lage der sudetendeutschen im Nationalitätenstaat der Tschechei unhaltbar. Die Gesandten der

Westmächte legten dem Präsidenten Benesch und dem Außenminister Hrdza nahe, durch Schaffung eines Nationalitätstatuts den Forderungen der Sudetendeutschen entgegenzukommen. Die Engländer bezeugten auf einmal sogar ein auffälliges Interesse für Konrad Henlein, den Führer der Sudetendeutschen Partei. Sie luden ihn nach London ein, um sich über sein im Februar bereits in Karlsbad verkündetes Programm zu unterrichten. Dieses lautete: Volle Autonomie, freies Bekenntnis zur deutschen Weltanschauung, Wiedergutmachung aller bisherigen Ungerechtigkeiten!

Prag erklärte diese Forderungen als unvereinbar mit den französischen und russischen Bündnispflichten. Henlein wiederum beharrte auf seinem Standpunkt. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Auch die Slowaken, unter der Führung des greisen Pater Hlinka, stellten den Antrag auf völlige Autonomie, die ihnen übrigens durch den ersten Präsidenten der Tschechei, Masaryk, noch während des Krieges zugesichert worden war. Prag erklärte, das sei glatt gelogen. Wie peinlich, als nun aus Amerika eine slowakische Abordnung mit dem Original des Pittsburger Vertrages in ihre Heimat reifte, um die Forderungen ihrer Volksgenossen zu unterstützen! Auch die pol-

nischen und ungarischen Minderheiten in der Tschechei meldeten ihre Autonomieansprüche, bzw. die Angliederung an ihre Mutterländer an. Das hieß, alles in allem: Auflösung der Tschechei! Angesichts dieser Sachlage beeilten sich Frankreich und Rußland, dem tschechoslowakischen Bundesgenossen zu versichern, daß er jederzeit auf ihre volle Unterstützung rechnen dürfe. Die Judenpresse des Auslandes begann von einer deutschen Mobilisierung zu faseln. Das



Blick auf das neue Schwarzwald-Ski-Stadion im Föhler Loch am Felsberg.

Photo: Karl Müller, Freiburg i. Br.

offizielle England hüllte sich, nachdem es den heißen tschechoslowakischen Brei selbst mit angerührt hatte, in Schweigen. Ermuntert durch die Haltung der Westmächte und Sowjetrußlands schwoll den tschechischen Übernationalisten auf dem Gradstein gewaltig der Ramm. Die Einberufung von Reservejahrgängen wurde angeordnet, die tschechische Armee auf Kriegsfuß gebracht, die Grenze besetzt, die ganze Republik, die „stolzeste“ Staaten-schöpfung von Versailles, künstlich in Alarmstimmung versetzt. Tschechische Flieger überflogen duzendfach die Reichsgrenze und photographierten Grenzbahnhöfe und -Ortschaften. Bewußt wurde das Dritte Reich provoziert. Die tschechische Soldateska belästigte und mißhandelte hunderte von Sudetendeutschen, in Eger wurden sogar zwei harmlose sudetendeutsche Motorradfahrer meuchlings erschossen. Die Empörung unter den Grenzlanddeutschen wuchs von Tag zu Tag. Nur durch das disziplinierte Verhalten der deutschen Bevölkerung wurde Schlimmeres verhütet. Unter dem drückendsten Terror schritten die Sudetendeutschen an drei verschiedenen Sonntagen zur Gemeindewahl. Trotz aller Schikanen war das Ergebnis beispiellos. 91 Prozent der sudetendeutschen Volksgenossen bekannten sich zu Konrad Henlein und damit zu ihrem Deutschtum. Schlagender konnte das Versailler Unrecht nach zwanzig Jahren nicht widerlegt werden.

Noch immer nicht hat das vielgepriesene Nationalitätenstatut der Prager Regierung das Licht der Welt erblickt. Plant man einen neuen Verrat am Selbstbestimmungsrecht der Völker? Glauben die internationalen Kriegsheher noch immer

daran, Deutschland zu unüberlegten Schritten hinreißen zu können, um dann mit moralischer Entrüstung das Dritte Reich zum Friedensbrecher zu stempeln und Europa in das Chaos eines allgemeinen Gemehels zu stürzen? Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, hat auf den Gautagen der NSDAP. in Pommern und in Ostpreußen die Welt davor gewarnt, Deutschlands Friedensliebe und Langmut nicht mit Schwäche zu verwechseln. Die Schlagkraft der deutschen Armee ist stärker denn je, besonders nachdem durch die Neuorganisation des Oberbefehls am 4. Februar dieses Jahres die gesamte Wehrmacht zu Wasser, zu Lande und in der Luft dem Führer unmittelbar unterstellt wurde. Ob die Chauvinisten an der Moldau und Seine und die roten Machthaber im Kreml wollen oder nicht, sie werden sich daran gewöhnen müssen, in Zukunft eine bescheidenere Rolle zu spielen als bisher. So sicher wie alle Wasser Böhmens nicht den Berg hinauf fließen, so sicher werden die sudetendeutschen Volksgenossen und mit ihnen die slowakischen, polnischen und ungarischen Minderheiten ihrer Selbständigkeit und Freiheit entgegengehen."

Der Hausfreund hatte lange gesprochen. Wie im Fluge war den Zuhörern die Zeit vergangen. Und als er sie aufforderte, mit ihm einzustimmen in den Kampfruf des Dritten Reiches auf Führer, Volk und Vaterland, drang ihr „Sieg-Heil“ gleich einem stolzen Bekenntnis zum gestirnten Himmel empor. Ja, wir Deutschen haben ein Recht darauf, stolz zu sein; denn heute wird Weltgeschichte nicht mehr gemacht ohne uns, geschweige denn gegen uns!

Wir Kinder hielten große Stücke auf ihn, denn er kannte nicht nur eine Anzahl der lustigsten Geschichten, sondern er wußte auch die ersten Weidenkätzchen, die reiften Blaubeeren und die schmackhaftesten Krebse zu finden. Die Erwachsenen dagegen — so glaube ich — achteten ihn nicht besonders hoch. Im dörflichen Kreis wird einer zunächst nach seinem Besitz eingeschätzt. Und was die Habe des Firneis anbetraf — die hätte gut und gern auf einem mittleren Handkarren Platz gefunden. Aber obwohl die Bauern also dem von fremdher Zugereisten nicht sonderlich gewogen waren, überließen sie seinen ungemein geschickten Händen gern allerlei Arbeiten, für die ihnen die Zeit oder auch die Geduld fehlte. Der Firneis besorgte sie unverdrossen und nahm dankbar auch den bescheidensten Lohn dafür hin. Er mußte es wohl, denn in seiner Stube wuchs ein ganzes Rudel Kinder heran, das alle Tage satt werden wollte, und die Ziegenmilch allein tat's auch nicht.

Das Futter für die beiden wackeren Milchspenderinnen durfte der Firneis den ganzen Sommer lang in unserem großen Grasgarten schneiden. Stieß er dabei dann und wann — ganz von ungefähr, versteht sich — an einen der schwertragenden Apfel- oder Frühbirnenbäume, so daß ein Regen reifer Früchte niederging, so rutschten die wohl noch als Zugabe — ganz von ungefähr, versteht sich — in seine weiten Hosensäcke. Wir stellten uns blind und freuten uns von Herzen darüber, daß die Firneiskinder ein saftiges Vesperbrot bekamen.

Zuweilen nahm der Firneis auch ein Stück alten Hausrats mit sich fort, das meine Mutter ihm geschenkt hatte. Er konnte einfach alles brauchen und es belustigte und rührte uns zugleich, mit welcher Freude er sich dieser Dinge bemächtigte, die in unseren Augen längst müßig waren. So hatte er nach und nach unsere himmelblaue Kinderbade-

wanne gekapert, ein altes Ofenrohr, den Lehnstuhl mit den drei Beinen, einen Blumentisch, an dem der Rost nagte und schließlich unsere Ruckuhr, die der Uhrmacher nicht mehr hatte zum Leben erwecken können. Im Doktorhaus hatten sie eine Magd, deren kräftigem Zugriff selten ein Siegel oder Teller auf die Dauer Widerstand zu leisten vermochte; die Doktorin rang die Hände — aber der Firneis schmunzelte und schleppte Stück um Stück in seinen Fuchsbau. Aber er nahm anderswo auch Strohbüschel, leere Fadenspulen und etwa noch einen Stapel bunter Fliesen an, die bei einer Hausnäherin abgefallen waren.

Die wohlhabenden Bauern machten sich zuweilen lustig und hänselten ihn gern mit seinem eigenen Leibspruch: „Immer her damit — der Firneis kann alles brauchen.“ Er lachte gutmütig dazu und ließ sich nicht beirren.

Da standen Trümmer einer gemauerten Scheune mitten im freien Feld — der Besitzer war zu gleichgültig, sie sauber abtragen zu lassen. Eines Tages kam der Firneis zu ihm mit demütig gezogener Kappe und erbot sich, die Reste niederzulegen und den ungenützten Wiesenfleck zu säubern. Aber man mußte ihm die Steine dafür überlassen. Ja, die könnte er gerne haben. Einige Wochen später war die Scheune verschwunden, aber hinter dem Holzschuppen des Firneis war ein kleiner Berg sauber abgeklopfter Ziegelsteine aufgewachsen.

Das darauffolgende Frühjahr brachte ein schlimmes Hochwasser. Das Floß, auf dem die Badehütten verankert waren, riß sich los und tanzte in wilden Sprüngen den Fluß hinunter. Am Pfeiler der großen Brücke zerschellte das ganze Holzwerk in tausend Trümmer, Bretter und Balken reisten getrennt weiter, um sich endlich da und dort in dem breit überfluteten Wiesental wieder zu sammeln. Da lief der Firneis schnell zum Bürgermeister: ob denn das schöne Holz nutzlos verfaulen

sollte? Der zuckte die Achseln. Das sei eine langwierige und zudem nicht ungefährliche Arbeit, zulezt komme die Brühe teurer als der Braten zu stehen. Wenn er aber auf eigene Rechnung und Gefahr sich daranmachen wolle...?

Ja, natürlich wollte der Firneis! Als die Wasser sich verlaufen hatten, trocknete



Eines Tages kam der Firneis zu ihm mit demütig gezogenen Kappe.

neben dem Steinhaufen ein hoher Stapel locker geschichteten Werkholzes für den Firneis in der Frühlingssonne.

Im Sommer mähte der Firneis wieder in unserm Garten. Wir spürten gleich, daß etwas an ihm anders war als früher. Ernster, gestrafter, besinnlicher erschien er uns als vordem. Wir quälten ihn mit tausend neugierigen Fragen; aber er lächelte nur und schwieg sich aus. Erst als meine Mutter hinzutrat, hielt er mitten im Schwung inne, richtete sich ganz gerade auf und sagte leise: „Die Gemeinde hat mir gestern den Blutader geschenkt — im Herbst fang ich an zu bauen!“

Der Blutader war ein steiniges Niemandsländ am Rande des Dorfes, von Golddisteln und Sanddorn überwuchert.

An jedem Abend konnte man nun den Firneis mit seinen ältesten Kindern dort Steine klauben und Disteln stechen sehen. Ehe das Korn reif war, lag der kleine Fleck gesäubert und geglättet da. Einige wenige ließen sich nun doch von dem beharrlichen Fleiß dieses armen Menschen rühren und halfen dazu, die Mängel, die sich immer wieder einstellen wollten, freundnachbarlich zu glätten. Und so kam wirklich der Tag, an dem das Haus des Firneis stand. Eingadig zwar nur mit einem Dach aus Schilf — aber doch eine Heimat für seine Kinder. Wir, als seine besonderen Vertrauten, durften es als die ersten betreten. Kein persischer Fürst mag den Gästen die Kostbarkeiten seines Palastes mit tiefergewurzeltem Stolz zeigen! Wir fanden unsere Badewanne wieder; glänzend vom frischen Lack prunkte der Blumentisch am Fenster, über und über mit jungen Geranien bestellt. Doktors buntbemalte Teller füllten, säuberlich gefittet, das Bordbrett an der Wand und in einem wiedergenesenen Siegel dampfte der erste Grütebrei auf dem eigenen Herd. Die Fadenspulen hatten sich in lustige Brummkreisel verwandelt, die die Kleinsten auf den Flecklesteppichen tanzen ließen, die aus den Fliden entstanden waren. Und gerade, als wir die Stube betraten, fuhr unser alter Freund, der Ruckuck, gesund und stimmungsgewaltig wie nur je, aus seinem Uhrkasten.

Wir schwiegen, ehrfürchtig vor Staunen, meine Mutter reichte dem wackeren Mann die Hand und sagte, selbst bewegt: „Firneis, wenn es mehr von Ihrer Sorte gäbe, dann stürbe die Armut bald aus in der Welt!“

Nun, es gab wohl schon dazumal mehr als einen Firneis und es wird ihrer immer welche geben. Aber man pflegt sie nicht laut zu rühmen und hat ihrer nicht sonderlich acht. Und sie wollen ja auch gar nicht anders wirken als in der Stille ihrer vier Wände. Ein Tag im Leben des Firneis aber soll noch der Vergangenheit entrissen und ihm unvergessen sein: der Tag nämlich, an dem die kleine Elisabeth vom Bürgermeister von Haus zu

Haus ausgeboten wurde. Die Elisabeth war ein Findelkind, das man ein Jahrzehnt zuvor unter einer Haselhecke auf-gelesen hatte. Nun war die alte Frau, die sie um Gotteslohn aufgezogen hatte, gestorben und keiner mochte das zarte, schwächliche Ding, das wohl nicht zur Bauernarbeit geschickt war, haben. Und da stand sie nun inmitten eines Kreises von Menschen, die sie kopfschüttelnd und geringschätzend betrachteten als ein miß-ratenes Stüd Natur und zitterte wie eine Kerze im Wind vor dem Ungewissen, das ihr die Zukunft bringen würde. Da kam ums Zwölfeläuten der Firneis seines Wegs, im kaltespritzten Arbeitskittel, ahnungslos, worum die Rede ging. Als er es aber begriffen hatte, trat er rasch in den Kreis der Gaffer, legte dem fremden Kind seine schwere Hand ganz zart auf den Scheitel und sagte munter: „Immer her damit — der Firneis kann alles brau-

chen! Zwar bin ich der Ärmste von euch, aber der Schlechteste vielleicht doch nicht. Komm, Elisabeth — wo Sechse satt werden, wird das Siebente wohl auch nicht Hunger leiden müssen.“ Stumm und verlegen blickten die Bauern ihm nach, wie er so fröhlich mit dem Hedenkind abzog. Er hielt seinen Verspruch treulich und sein tapferes Werken schien von dem Tage an doppelt gesegnet: die Firneiskinder wuchsen alle zu tüchtigen Menschen heran, auch die Elisabeth.

Ich möchte wohl wünschen, daß der Firneis noch lebt und dieses Blatt Papier irgendwann einmal in die Hand bekommt. Freilich wird er, so wie ich ihn kenne, selbst diese seine Lobpreisung nicht ungenüßt in einer Schublade vergilben lassen, sondern etwa einen Helm für seinen Enkelsohn daraus zurechtfalten und vom Rest sich ein Paar Einlegesohlen für den Winter schneiden...

Johann Peter Hebel / Der Furtwanger in Philippsburg

Im Jahre 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichstruppen lagen darin, steht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einsamen Posten, seitwärts vom Angriff, und denkt: „Wenn's nur nicht hierher kommt!“ Indem wächst ganz leise eine französische Grenadierkappe hinter dem Rempart heraus, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein paar Duzend Waghälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeschrien auf den Rempart zu kommen, und sahen die Schildwache nicht, daß eine da sei. Springt der Furtwanger herbei und gibt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Rugeln genug um ihn her aus Windbüschen und geht ein zweites Franzosengesicht auf hinter dem Rempart. Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich und sagt: „Aber jetzt kommst du nimmer.“ Item: Es kam der dritte und der vierte und bis zum zwölften. Als

der Sturm abgeschlagen war und der Platzkommandant auf dem Platz herumritt, ob alles in Ordnung sei, sieht er von weitem die Sturmleiter und zwölf tote Franzosen dabei, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „Was hat's hier gegeben?“ — „So?“ sagt der Furtwanger. „Ihr habt gut fragen. Wißt Ihr, daß mir einer mehr zu schaffen gemacht hat als Euch alle? Nur zwölfmal hintereinander hat er angeseht. Unten im Graben muß er liegen.“ Denn er meinte, es sei immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bösen zugegangen sein, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Kommandant und die Offiziere, so mit ihm waren, und nahm ihm seinen Unverstand nicht übel, sondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenstück Stechgeld bezahlen, und durfte er überdies selbigen Abend auf Rechnung der Reichsoperationskasse Wein trinken und Speck essen, so viel er wollte.

Eines Volkes innerstes Wesen ist bestimmt von seinem Erbe. Nicht aus Einzelmenschen besteht ein Volk, nicht ein Wesen für sich ist der einzelne, ein jeder ist der augenblickliche Träger von Erblinien, die vergleichbar sind mit Ketten. Immer verbinden sich zwei Rettenglieder, und ein neues entsteht und verbindet sich wieder mit einem, um abermals ein neues zu geben. So kommen die Ketten, die benachbarten in tausendfältiger Verknüpfung, aus grauester Vorzeit. Ich bin ein Rettenglied und soll anderen Ursprung sein. Der Mensch sollte nie vergessen, daß er bestimmt ist, ein Ahne zu sein. Ist der Gedanke nicht grauenvoll, daß eine Kette, zu deren heute lebenden Gliedern Geschlechter um Geschlechter beigetragen haben, nun plötzlich abbricht? Abbricht, weil die Not zweien Menschen wehrt, eine frohe Kinderschar zukunftsicher um sich zu sammeln, oder weil zwei Menschen glauben, ein Recht zu haben, sich „auszuleben“ in sogenanntem Lebensgenuß, unbeschwert von Sorgen und Mühen und Entsagungen um der Kinder willen, oder endlich weil ein hartes Los nicht allen Ehe gönnt und Kinder segnet. Die Erblinien zusammen aber sind ein Volk. Und es gibt Ketten, in die verwoben ist, was gut ist und herrlich und leistungsfähig und Kultur schafft und Führer bedeutet in diesem Volk, und es gibt andere, die belastet sind, erblich und unveräußerlich mit Krankheit, mit geistigem Versagen, mit Tod. —

Merkwürdig, die Menschen haben immer von Vererbung geredet, merkwürdig, sie haben gewußt, wie oft ein Sohn dem Vater „wie aus dem Gesicht geschnitten“ ist oder daß ein Kind „auf und nieder“ die eigene Großmutter ist. Merkwürdig, der Bauer hat immer gewußt, daß er züchten muß, wenn er Wertvolles haben will, d. h. daß Hengst und Bulle und Kuh und Ziege ihre seit lange erzüchteten Eigenschaften vererben, daß sie „Rasse“ haben müssen; die anderen kommen nicht

zur Zucht, sondern zum Schlächter. Merkwürdig, wir alle haben solche Dinge gewußt, warum hat man dieses Wissen am Menschen bisher nie genutzt? Warum hat man zuerst in frommer Scheu gemeint, des Menschen Geschick, eines Volkes Leben und Erbe, lenkten unbeirrbar sogenannte Naturgesetze, von der Vorsehung bestimmt, an denen der Mensch nicht rütteln könne? Und hat darauf und heute oder vielmehr gestern es trotzdem zugelassen, daß der einzelne Mensch in Willkür und Eigennuß und leichtsinniger Lust eingreift und Ketten abbricht? In diesen Fragen liegt die ganze Welt der vergangenen hiederen Bürgerlichkeit, die Europa reich machte an Menschen und Geld und Gut und dann die Welt des Marxismus, die es reich machte an Zwietracht, Elend, und die beide es arm machten an Nachwuchs und Kindern.

Und heute erleben wir eine leidenschaftliche Aufrüttelung von Millionen von Menschen durch den Ruf und die Tat des einen Mannes, der als Führer ein Volk rettet, ein ganzes Volk, das zermürbt geworden von Unglück und blind geworden gegen sein Erbe, dabei ist, die Ketten seines Lebens abzuschneiden, zu verstümmeln, zu morden; ein Mann bewahrt durch die Macht seiner Persönlichkeit im letzten Augenblick das Volk im Herzen Europas vor dem Völkertod.

Von allem Wissen um den Menschen ist das bedeutungsvollste die Erblehre. Rund dreißig Jahre Arbeit haben hier Neuland geschaffen von ungeahntem Ausmaß. Wir wissen heute auf einmal, was Vererbung wirklich ist, wir kennen ihre Unterlagen, wir sehen den Gang der Erbübertragung von Geschlecht zu Geschlecht, wir fühlen uns sicher genug, auf Erbwissen Behandlung aufzubauen, nicht nur dem einzelnen gegenüber, sondern für unser Volk und seine Zukunft. Was macht eines Volkes Einheit? Die Gleichheit unendlich vieler Erblinien. Erblich bedingt, erblich übertragen, erblich gleich

sind Eigenschaften, körperliche und geistige, in den Stämmen und Linien eines Volkes. Ihre Gesamtheit sind seine Rasse. Ob uns die Wissenschaft lehrt, daß beim Werden des Volkes in den Stürmen der Völkerwanderungszeit, beim Verschmelzen der Schichten unserer germanischen, als Bodeneroberer einrückenden Ahnen mit den alten Urbewohnern der verschiedenen Gauen zur nordischen Rasse ihr ähnliche ältere Bestandteile zugeschnitten wurden, ist gleich. Es wurde ein einheitliches, rassenmäßig zusammengehöriges Volk. Und die Erbfolge zeigt, daß in ihm eine erbliche Sonderart herausgebildet wurde, wiederum übertragen von Ahnen auf Enkel, eigenartig und anders, denn jenseits unserer Heimatgaue. Diese Rasse aber, das Strömen dieser und nur dieser Erblinien war befähigt, die einzigartige und eigenartige Kultur zu schaffen, die deutsch ist. Auch Franzosen haben nordische Rasse mit Einschlägen von anderen, grundsätzlich ähnlich wie wir und doch verschieden. Und grundsätzlich ähnlich ist die französische Kultur und französisches Geistesleben und französische Kunst den gleichen deutschen Äußerungen und doch anders, anders, wie die Rasse anders ist.

Volkstum und Kultur sind rassen- und erbbedingt. Das ist der eigentliche Kern der nationalsozialistischen Rassenbewegung. Das ist Grund und Wesen des leidenschaftlichen Bemühens einer völkisch-nationalsozialistischen Staatsführung. Die stolze deutsche Vergangenheit, die deutsche Führerrolle in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Technik während vieler Jahrhunderte für ganz Europa erwuchs einzig und allein auf der rassenmäßigen erblichen Begabung des deutschen Volkes. Die Welt horcht auf, daß heute Männer ihr Volk wachgerüttelt haben und laut verkünden: zurück zu unserem Rassenbewußtsein. Es ist ein Zurück zu ihm, das nur verschüttet und vergessen war, bekämpft und verschleudert durch die undeutschen Ideen marxistisch-individualistischer Allerweltsbeglückung. Die Welt meint, wir bekämpfen nur die Juden, um wirt-

schaftliche Gewinner, geistige Konkurrenz loszuwerden. Nein, das Wesen ist und bleibt das Ziel, die Rettung der Rasse, die das Deutschtum geschaffen und ihre Reinigung von Fremdem, rassenmäßig anderem, das ihre geistige Entwicklung in andere Bahnen zu bringen drohte und teilweise gebracht hat.

Viele persönlich hochachtbare, gern sich einfügende wertvolle Menschen werden hart und grausam getroffen. Ist ein Opfer zu groß, wenn es gilt, ein ganzes Volk zu retten? Hat der Krieg eben diesem Volk nicht unendlich viel mehr wertvollste Erblinien gekostet? Die völkische Erneuerung, die bewußte Rassenpflege reißt ein Volk vom Abgrund zurück, an den es die sogenannte Kultur der vergangenen Jahrzehnte gebracht hat.

Wie wir rassenfremde Erblinien ausschalten, lehnen wir erbkrankte ab. Auch hier wird ein Opfer gefordert, bedingungslos gefordert. Der schwer erbkrankte Mensch, der Idiot, der schwer Geisteskrankte, aber auch der schwer körperlich Verküppelte, der seelisch sein Schicksal schwer empfindet, von denen allen wir wissen, daß ihre Nachkommen abermals durch Krankheit und Elend sich und ihr Volk belasten, haben kein Recht auf Nachkommenschaft. Schicksal eines Volkes geht hier vor Eigenrecht. Seit Jahrzehnten pflanzen sich bei uns — übrigens in allen westeuropäischen Staaten — die geistig und größtenteils körperlich unterdurchschnittlichen Frauen überdurchschnittlich fort, und erst recht umgekehrt!

Wir hatten im deutschen Volk mehr Särge als Wiegen. Die gesamten Frauen unseres Sechzig-Millionen-Volkes gebären weniger Kinder als die des polnischen Nachbarn, dessen Seelenzahl nur halb so groß!

Wir wissenden Männer haben seit Jahren geklagt und gemahnt, ein zermürbtes Volk und eine blinde Regierung hat nicht sehen und hören wollen.

Der neue Staat greift mit starker Hand in dieses Schicksal ein. Völkische Zukunft, Gesundung des Allerhöchsten, was ein

Volk hat, des Erbgutes, ist sein oberstes Ziel. Und wer Sinn und Verstand hat, das Ungeheure zu sehen, folgt dem Führer auf diesem Weg zu künftigen Heil und zur Erneuerung unseres Volkes. Es wird die Zeit kommen, da diese Tat und dieser Weg gepriesen wird von den Völkern, die ihn heute nicht verstehen. Sie werden denselben Weg gehen oder sie werden überhaupt nicht mehr sein. Uns aber gönnt man diesen Weg nicht. Uns glaubt man nicht das, was wir wollen. Unserem Führer läßt man nicht freie Hand, wenn er die Kulturmenschheit vor dem Schicksal bewahrt, das einst Rom hatte und Griechenland und alle versunkenen Kulturen.

Die Wehr gönnt man uns nicht, das eigene Haus zu schützen, in dem das deutsche Volk sich wieder rasserein und deutsch, bewußt und kinderfroh und arbeitssam für neue Zukunft einrichten will. Die Wehr brauchen wir für unser Haus, wenn ringsum Unheil für seinen Bestand sich zusammenballt. Und das ganze Volk auf dem Weg seiner inneren Erneuerung steht geschlossen hinter dem Führer, von dem es mit rückhaltlosem Vertrauen erhofft, was Menschengestalt und Menschenmacht in der Hand einer gütigen Vorsehung tun kann zur Erhaltung und Erneuerung seines kostbaren Gutes, Rasse und Erbe, des Volkes innersten Wesens.

Wiederfinden

Von Karl Berner

„Annemeili! . . . Annemeili! . . .“
Der das rief, war ein Pausbad von acht Jahren. Er stand auf dem Steg, der zu der nahen Mühle führte. Dort wohnte Anna Maria Beided, die er in der heimeligen Mundart des badischen Oberlandes Annemeili nannte. Seiner Großmutter hatte er erklärt, daß das Annemeili sein Schätzchen sei, und es war ihm entgangen, daß bei diesem Geständnis alle Runzeln der alten Frau gelacht hatten.

Und nun rief er denn, wie so oft schon, den Namen seiner Herzensfreundin, die ihm noch lieber war als der Apfel, den ihm die Mutter in die Schule mitgab, lieber als sein Stallhase, den er manchmal der Gespielin zeigte. Aber sein Ruf blieb ohne Antwort. Er stapfte über den Hof, streichelte Tyras, den großen Hund, der in freudigem Begehren an der Kette zerrte, und fand die Gesuchte endlich hinter der mächtigen Scheune, wo sie Ball spielte. Aber der Ball flog in den Garten des Nachbarn. Dort lag er auf einem Krautkopf, gelb und rund wie eine Orange. Oben am Lattenzaun hing im nächsten Augenblick auch etwas Rund-

liches, nämlich der kleine Hans Gomer, und plumpste dann auf die Krautköpfe herab. Hoch im Bogen flog der Ball zum Annemeili zurück, das ihn jauchzend fing, ehe er den Boden berührte. Und es dauerte gar nicht lange, da plumpste auch der kleine Hans wieder vom Zaun herab. Das Annemeili sagte nichts, sah ihn aber mit leuchtenden Augen an und streichelte mit seinen weichen Händchen die roten Backen des Gespielen. Der hielt ein wenig verdutzt, aber in wohligerem Behagen still. So — und doch wieder nicht so — mochte es dem Stallhasen zumute sein, wenn ihm der kleine Hans sanft die Löffel rieb und ihm liebevoll über das seidenweiche Fell strich.

*

In Sölden, dem alemannischen Marktflecken, rollte die gelbe Postkutsche über das holperige Pflaster und nahm vor dem Gasthaus zur Blume zwei Fahrgäste auf, die sich lange Jahre nicht mehr gesehen hatten und nun in der alten Heimat unvermutet zusammentrafen. Aber Hans Gomer war nicht mehr der Pausbad von ehemals. Seine Wangen waren von über-

eifrigem Studium etwas schmal geworden, und die sie einst gestreichelt hatte, war jetzt ein schönes Mädchen mit dem selbstsicheren Benehmen einer jungen Dame. Aber während die beiden wie Noah in dem Kasten saßen, der sie durch ihr maiengrünes Heimattal trug, blühten Erinnerungen auf. „Kannst du immer noch so gut klettern?“ Der junge Lehrer freute sich, daß sie noch an den Ball dachte, und er erkappte sich bei dem Gedanken, wie schön es wäre, wenn sie ihm noch einmal die Wangen streichelte. Aber sie waren keine harmlosen Kinder mehr. Sie wußten, daß das Schicksal mit den Menschen Ball spielt, und daß bei diesem Spiel nicht jeder Ball auf einen Krauttopf fällt, sondern oft auf harten Stein oder wohl auch ins weiche Kirchhofgras, wo ihn keiner mehr holt. — Anna Maria Beided war nach mehrjähriger Abwesenheit aus England zurückgekommen, wo sie einem vornehmen Haushalt vorstand. Sie hatte die Gräber der Eltern besucht und fuhr nun zu ihrer Tante zurück, die droben auf dem Berg in Tüllingen wohnte. Wie tapfer sie ist! dachte der Pausbad von Anno dazumal. Er wußte, daß ihre Eltern durch eine Bürgschaft ihr Vermögen verloren hatten und die Mühle verkauft worden war. Aber statt ihre Tapferkeit zu loben, sagte er plötzlich — und kam sich doch im gleichen Augenblick recht albern vor —: „Wie schön du geworden bist, Annemeili!“ Da legte sie ihm mit einem leisen Lächeln, aber ohne die geringste Befangenheit die Hand auf den Mund. „Schäme dich!“ Er schämte sich aber nicht, sondern war unendlich glücklich, als er die kühle Hand der Jugendgespielin auf seinen Lippen fühlte. „Aber du, Hans, du bist schmal geworden im Gesicht.“ Sie sah ihn forschend an; er fühlte, daß er erröte und ärgerte sich darüber. „Du weißt, daß man uns den Vater in einer Unglücksnacht tot ins Haus brachte. Meine Mutter muß sich kümmerlich durchschlagen. Na — und als Unterlehrer von Riedach esse ich natürlich keinen Raviar.“ Seine Reisegefährtin wußte noch mehr aus ihm heraus-

zuloden: daß er in Riedach Stunden gab, um im benachbarten Basel Stunden nehmen zu können, und daß er demnächst in Südfrankreich sein Wissen vervollständigen wollte.

In Riedach war die Fahrt zu Ende. Die beiden stiegen durch die Reben zur Tüllinger Höhe empor. Unter der großen Linde nahmen sie Abschied voneinander. Hans Gomer wies mit ausgestrecktem Arm nach den Berghauptern des Berner Oberlandes, die wie eine silbern schimmernde Fata Morgana im Süden standen. „Siehst du, Annemeili, dort vorbei führt mich mein Weg.“ „Meiner geht dorthin“, sagte Anna Maria und deutete nach Norden. Und mit einem Lächeln, hinter dem Hans Gomer wiederum eine schlichte Tapferkeit sah, fügte sie hinzu: „Du gehst in die Sonne, ich ins Nebelland.“ „Du willst wieder nach England?“ „Übermorgen.“ Als sie das gesagt hatte, ließ sie es geschehen, daß er sie an sich zog und küßte.

*

Das Altersheim der Schwarzwaldstadt liegt im Abendfrieden. Zwei Wunder beschert seinen Bewohnern jeder schöne Sommertag: durch die hohen Fenster des Mittelganges leuchtet im Abendschein das Münster herüber, und alten Augen, die mehr sehen als junge, mag es scheinen, ein heiliges Geheimnis glühe von innen heraus in dem roten Stein. Das andere Wunder aber hängt auf der entgegengesetzten Seite in den hochgewölbten Baumkronen des Parkes; es ist die scheidende Sonne, die den Himmel mit Licht überflutet, daß die alten Bäume auf Goldgrund stehen.

An einer der weiß ladierten Zimmertüren ist zu lesen: Dr. Hans Gomer. Die kräftigen Schriftzüge starren steil nach oben wie die kurz geschnittenen grauen Haare dessen, der dieses Zimmer bewohnt. Vier Türen weiter stehen auf einem Porzellschild die Worte: Anna Maria Beided. Die beiden kennen noch ein drittes Wunder: ein gütiges Geschick hat sie nach Jahrzehnten noch einmal zusam-

mengeführt, damit sie die letzte Strecke ihres Lebensweges gemeinsam gehen können, wie sie einst miteinander durch die glücklichen Tage der Kindheit gingen. Anna Maria Beides ist unvermählt

das Haus nicht mehr verlassen kann. Hans Gomer hat im Völkerring sein einziges Kind verloren, seinen hochbegabten Sohn, seinen Stolz und seine Freude. Und nicht lange darnach hat er seine zarte Frau begraben, die seinem Leben Licht und Wärme gab. Das Leid hat ihn gebeugt, aber nicht gebrochen. Die beiden Alten sehen die Sonne sinken hinter den grünen Ruppen des Parkes, sehen das goldene Wunder des Abendhimmels und fühlen in tiefster Seele, daß auch ihr Leben seinen Sonnenuntergang hat mit versöhnendem Licht.



Ein gütiges Geschick hat die beiden noch einmal zusammengeführt.

geblieben, und treue Arbeit im Nebelland war ihr Teil. Ihre weiße Haarpracht trägt sie als eine Krone der Ehren, und sie hat immer noch ihr stilles, verstehendes Lächeln, obwohl sie am Stocke geht und

Einmal im Jahr reist Hans Gomer nach Sölden, um nach alten Gräbern zu sehen und harte Bauernhände zu drücken. Wenn er zurückkommt, erzählt er der Weißhaarigen vom heimatischen Dorf und dem Trüpplein der Alten, die noch aus ihrer Kinderzeit da sind. Dann hören sie in dem kleinen Allemannenneß alle Hühner gackern und alle Hähne krähen. Und beide sind glücklich, daß jedem noch ein Echo wird auf die trauliche Frage, die ein altes Herz so gerne stellt: „Weißt du noch?“

Der Schmetterling

Erzählung von Max Bittrich

Der Sommer glühte. Seinem Feuerball mußte sich das gilbende Getreide beugen, er duckte die Menschen, schien den Häusern des Dorfs das Dach tiefer ins Gesicht zu drücken.

Das Dorf roch brandig, zum vierten Male nach dem Frühjahr. In der letzten Nacht war das Anwesen des Hofbesizers Fabian Behrle in Flammen aufgegangen. Noch dampften und rauchten die vom

Wasser zermatschten Stroh- und Heumassen zwischen zerborstenen Mauern. Gebälk stürzte, glühte auf. Mit leeren Augen schleppte sich Behrle durch das Trümmerfeld. Wer war der „Sundelfrieder“, der Brandstifter? Wer hatte vier Schandtaten im Dorfe auf dem Gewissen? Wer hatte im härtesten Winter die schöne alte Kirche des eine gute Stunde entfernt liegenden Nachbar-

dorf's droben auf freier Höhe angezündet? Wer auch in anderen, näheren Gemeinden Feuer gelegt? Abgesandte des Gerichts sollten unauffällig umhergegangen sein, den Zerstörer zu entdecken. Anscheinend erfolglos.

Über der neuen Brandstätte stand der frühe Morgen in Blut und Schwüle. Stidluft, die neben der verbrecherischen Tat die Brust beengte.

Lehrer Grifhaber weilte am Fenster der Schulstube. Todmüde verfolgte er die Rauchwölkchen über dem Schauplatz des Unheils. Er fühlte Schmerzen in den Knochen. Von Mitternacht bis nach Sonnenaufgang hatte er der heimgesuchten Familie beigestanden, hatte beim Rettungswork zugegriffen, an der Spritze geholfen, auf bedrohten Dächern Flugfeuer erstickt. Mit Brandwunden war er heimgekehrt, zur Minute vorschriftsmäßig bei seinen Schülern gewesen. Doch nun fühlte er sich unfähig, nach dem Stundenplan Regeln einzudrillen den Buben, die sich wie ihr Lehrer noch beim Feuer zu finden glaubten und auf der Suche nach dem unbekannten Übeltäter.

Der Lehrer überlegte ein paar Minuten. „Wir haben uns vor einigen Wochen“, so begann er, „mit einer Ballade des Dichters Friedrich von Schiller beschäftigt. Wer kann mir wiederholen, was uns der Dichter vom Geständnisse der Schuldigen überliefert? Josef, du?“

„Und es gestehn die Böfewichter, getroffen von der Rache Strahl“, verkündete Josef Rinderle.

„Und wie heißt die Ballade?“

„Die Kraniche des Ibykus.“

„Dabei haben wir aus des Dichters Mund vernommen, wie sich Ruchlose selbst im Neze fangen, nachdem sie auf dem Wege zum Kampf der Wagen und Gefänge auf Korinthus' Landeseinge den Götterfreund Ibykus ermordet haben, der vor dem Hinscheiden noch eben einen Kranichzug anrufen kann:

„Von euch, ihr Kraniche dort oben, wenn keine andre Stimme spricht, sei meines Mordes Klag' erhoben!“

Ibykus hat nicht vergebens angeklagt bei den Zugvögeln mit dem spitzen Schnabel, die alten Völkern Sinnbild der Wachsamkeit gewesen sind. Auf merkwürdige Art werden die Kraniche Werkzeug irdischen Gerichts, indem sich bei ihrem späteren Erscheinen die Mörder laut an Ibykus erinnern, vor fremdem Ohr. Man packt sie, verhört sie bis zum Geständnis. So sind sie dem Henker verfallen.“

Die Buben, erregt, ahnten, worauf der Lehrer hinauswollte, und wirklich fuhr er fort: „Auch auf unserm dörflichen Boden harren wir der Stunde eines Rachestrahls. Nicht gerade Kraniche sind dafür notwendig, wie denn Schiller vielleicht durch einen Vorfall auf deutschem Boden zu seiner Dichtung angeregt worden ist. Hier hat ein Flug Tauben statt der Kraniche gesprochen. Die Chronik berichtet uns: An der Weser soll vor Jahrhunderten ein Bauer namens Betjen mit 500 Talern im Sack vom Viehmarkt heimgesessen und beraubt worden sein. Während man ihn erschlägt, bemerkt er Tauben über sich und vertraut ihnen die Missetat an. Was geschieht weiter? In Hannover, vor anderen Tauben, spotten die Mörder über „Betjens Rache-Engel“, das finden Zuhörer verdächtig, die Sprecher werden ergriffen, der Untat überführt, müssen ihr Blut lassen, wie sie vorher Blut vergossen haben.“

„Wir aber“, so schloß Grifhaber seine Belehrung, „wollen von Stund an noch mehr als bisher nach belastenden Zeichen suchen, um unsere nächste Heimat von Schädlingen zu reinigen, die teures Gut vernichten, Mensch und Tier gefährden. Möge uns ein gütiges Geschick den Missetäter entlarven, bevor er abermals Schrecken verbreitet!“

Damit griff der Lehrer zur Geige, um den vorzeitigen Schluß des Unterrichts anzuzeigen. Von ersprießlicher Arbeit konnte heute keine Rede sein. Die Buben reckten sich im dumpfen Atem des Klassenzimmers, wurden lebendiger. Wie gegen heimtückische Gefahr wachte das Lied vom Wiesengrunde und vom Vaterhause auf, und dann liefen die Sänger im Aufrubr

der Sinne durch den brenzlichen Hitzedunst der Gassen.

Manche näherten sich gleich ihrem Lehrer dem Schauplatz des Elends.

Noch immer träufelte der Qualm verkohlender Reste zum Himmel, so langsam jetzt, als scheue er vor der Bruthitze aus der Höhe zurück. Stinkende Schwaden lösten sich mitunter aus üblem Gemisch von halb zerstörtem Getreide und Dünger, Holz und Stoffzunder.

Auch traf verwehender Qualm den gen Morgen liegenden Garten des von argem Schaden verschonten Nachbarn Steiert, räucherte die Bratäpfel auf den geschwärzten Bäumen. Mancher Junge griff darnach, und Steiert, froh, glimpflich davongekommen zu sein, wehrte keinem. So faute ein Teil der Jugend mit vollen Backen, während schüchterne Kameraden näher am gesunkenen Feuer, weilten, selbstvergessen, jenseits aller Hunger- und Durstgefühle.

Barmherzige Freunde der Abgebrannten regten inzwischen die Hände, um den Obdachlosen Unterkunft zu ermöglichen, ihr Vieh zu sichern, das jämmerliche bißchen heil geliebener oder wenig angefressener Habe unter Dach und Fach zu bringen. Bauern und Knechte brauchten ihre Arme neben der Feuerwache, Handwerker boten erste Hilfe an, Frauen trugen Essen herbei.

Rührte sich der Wind, wenn auch verblasen und träge, so bedeutete er immerhin Gefahr zwischen den glimmenden Resten der Gebäude, neben denen er würzigen sommerlichen Duft aufgelesen hatte, gen Abend, in des Dorfschmieds Anwesen. Levkojen, Rosmarin und Salbei lebten im hergetragenen Hauche, durchsegelten wunderbar die Ausdünstungen des Feuerpfuhls. Reichlich verschickten die Beete ihren Geruch, zwischen denen der Schmied, ein stämmiger Mann mit rotem Antlitz, breit und gelassen einherschritt. Auch ihm mochte die Schreckensnacht noch in den Gliedern liegen, nahm Nachbar Steiert an.

Nachdenklich, das Gesicht seinen Blumen zugekehrt, näherte sich der Schmied

den Tätigen und den Neugierigen auf dem heißen Schutt, begleitet von auf und ab gaukelnden Kohlweißlingen, von Zitronenfaltern, die den großen Mann umspielten, fast als klebe ein Wölkchen blutgieriger Stechmücken an ihm. Er schlug darnach, doch ob er auch heftig fuchtelte: der schwebenden Verfolger schienen nur mehr zu werden.

Da tat er einige hastigere Schritte zum Orte des Feuers, zum stinkenden Brodem schwelender Habe, entwand den Schmetterlingen, lief dem Lehrer entgegen. Der Gendarm gesellte sich zu ihnen. Die vergränten roten Augen der Frau Behrle tauchten auf. Der Gendarm tröstete die Bäuerin, suchte sie aufzurichten. Lehrer Grifhaber jedoch, des Schmieds sonderbar betulicher Hilfeleistung bei Nacht eingedenk, fand ein paar freundliche und dabei wenig verpflichtende Worte der Begrüßung für den Schmied.

„Ihr kommt aus dem Feuer schwer heraus, wohin Ihr Euch auch wenden mögt!“ rief er. „Drüben eure funken-sprühende Schmiede, hier desgleichen Gehäße!“ Der Schmied nickte. „Ihr dürft Gott danken: ein andrer Wind, und Euer Besitztum läge leicht mit in Asche!“ fuhr der Lehrer fort.

„Man sollt' endlich den Hundsfott erwischen, den Lump, der zuviel Zündhölzle besitzt“, warf Gendarm Hochreuter dazwischen. „Alles sucht, keiner entdeckt den Unmenschen!“

„Grad' heute wieder“, berichtete der Lehrer, „hab' ich im Unterricht die Geschichte von den Kranichen des Jbykus aufgewärmt. Solche Kraniche möcht' man uns herwünschen.“

Der Gendarm lächelte, ein wenig in der Würde getroffen. „Ich denk, auch ohne sie kommen Verbrecher bei uns zu Fall“, sagte Nachbar Steiert, und der Gendarm war derselben Meinung.

Mit einer Hast, die niemand an ihm kannte, nahm der Schmied das Wort, um Erwachsenen und Kindern seine Eindrücke vom Ausbruch des Feuers an zu schildern. Doch Neues vernahm niemand, und als

sich kein anderer Mund recht austun wollte, ließ der Schmied aus halbhoffenen Lidern seinen Blick über das Trümmersfeld irren. Er tappte hinein, suchte unbrauchbar gewordenes Gerät auf und faßte nach Griff und Sterz eines Pflugs, zog auch die Pflugschar aus Asche und Schlacken.

"Nochmals Arbeit für die Schmiede!" unterbrach der als Feuerwehrmann waltende Zimmermeister Fleuchaus die Stille, indem er auf die schadhafte Pflugschar wies. "Verbrennt euch nicht am heißen Eisen! Im Januar ein Bein fast abfrieren, im Sommer die Hand verbrennen, das wäre Jammer über Jammer."

Der Schmied zog das leidende Bein heran, beinahe so, als schäme er sich des Gebrechens, als besudle er sich durch das kaum noch sichtbare Zeugnis folgeschwerer Arbeit in bitterkalter, klirrender Nacht. So wenigstens hatte er in schlimmstem Zustand vor Arzt und Kunden behauptet: stundenlange mühselige berufliche Tätigkeit weit draußen auf der Landstraße, in Schneesturm und Eis, habe ihn dem Tode nahegebracht.

Was krank geworden, könne wieder heilen, antwortete er dem Zimmermann etwas paßig. Und was die vermehrten Aufträge nach einem Schadenfeuer anlangte, so hätten sonstige Handwerker, ein Zimmerer beispielsweise, gewichtigen Anteil daran, gleich ihm selbst.

Schlecht gelaunt! dachten sich die Hörer. Nicht allein Fleuchaus, sondern auch Lehrer und Gendarm blieben verwundert.

Den Zimmermeister aber kränkte der rauhbaulige Bescheid. Er ruckte den Kopf dem Schmiede entgegen mit einer Miene, die hieß: schau, schau, unser Schmied! In ihm brennt ein verdächtig Fieber! Hat er uns unbesonnen das Pülslein fühlen lassen?

Der Lehrer nickte stumm Beifall, der Gendarm verzog kein Fäserchen des Gesichts.

Damit wäre das kleine Zwischenspiel erledigt gewesen, aber den Schmied ärgerte das Verhalten seiner Umgebung; wollte man sich an ihm reiben?

Er ging hoch: der Teufel wisse, was die Menschheit davon gewinne, wenn sie sich über fremde Schmerzen und Wunden unterhalte! Kümmeren sich jeder um eigene Schäden! Das werde genügen. Im übrigen halte man sein Maul und



Der Schmied schlug nach den auf und ab gaukelnden Zitronenfaltern.

spare mit Augenzwinkern, mit höhnischen Redensarten wider andre Leute.

"Hoho!" erwiderte der Zimmermeister mit einem Lächeln, das zugleich den Anmut verriet. "Immer gemütlich!" Übermäßige Hitze befand sich ohnehin genug im Dorfe; vernünftige Männer sollten sich vernünftig unterhalten können, ohne Brandfadeln von sich zu geben.

"Puh dir die eigene Nase!" begehrte der Schmied auf. Kaum war das Wort gesagt, so schlug er wütend nach einem Schmetterling, der, ohnehin wie trunken von der Schwüle, über das rauchende Grundstück gestrichen war und nun, wie

vorher ein ganzer Koblweihlingschwarm, den Schmied dicht umkreiste.

Der Bestürmte haschte nach dem Falter, umsonst. „Luder!“ leuchtete er.

Von der Szene belustigte Burschen lachten laut heraus, ahmten Bewegung und Schimpfwort nach: „Luder!“



Den Zimmermann kränzte der rauhe Bescheid, und er ruckte den Kopf dem Schmied entgegen.

Wie so kräftige junge Menschen sind: im Verlangen, sich an jemand zu reiben, der loschlagen könnte, von dem man jedoch gleicherweise Schonung erwartet, in dieser abenteuerlichen Stimmung wiederholten sie das unangebrachte Schimpfwort noch öfter, immer mit lauerndem Blick zu dem ärgerlich verharrenden Schmetterlingsjäger: wird er uns verfolgen oder gibt er klein bei?

Der Schmied fühlte sich mißachtet. Stichelte man etwa gar, weil irgendeiner sich vermaß, seinen Ruf anzutasten?

Er sann, während ihm der Falter erneut näher kam. „Bestie!“ flammte er auf, wieder griff er nutzlos in die Luft.

Gelassen, als könne ihn keine Gewalt der Erde beirren, zog der Schmetterling seine Bahn enger und enger um des Schmiedes Haupt.

Je hitziger der Umtanzte wehrte, um so komischer fanden Zeugen des Schauspiels den andauernden Kampf gegen solch zarten Angreifer.

In welch geheimen Gewässern befindet

sich der Schmied? überlegte Lehrer Grißhaber während scharf prüfenden Blicks. Einen Herzschlag lang traf er die unsteten Augen des Mannes mit dem sonderbaren Verhalten, und doch genügte diese Sekunde, um dem Lehrer von Schuld zu sprechen, von belasteter Seele. Ähnlich empfanden des Lehrers Nachbarn.

Den Schmied besiegte erst recht das Gefühl, ihm drohe wachsende Gefahr. Dabei umflog der Zitronenfalter ausdauernd Augen, Mund und Haar. Er senkte und hob sich.

„Angesengt ist er sogar, der Schmetterling!“ rief der Schüler Rinderle.

„Angesengt?“ Rüfermeister Henlein trat einen Schritt vor, beugte sich über den Falter, musterte beim Aufblick die auf der Schmiedsstirn perlenden Schweißtropfen und erklärte, der Rinderle-Josef habe recht gesehen: wirklich fanden sich auf einem der edigen Vorder- und auf dem eiförmigen Hinterflügel fremde schwarze Stellen, Ruffleden ähnlich.

Es mochte wohl sein, daß sich die dunklen Tupfen dem Sonnenvogel auf seinen Rundflügen am Flammengewirr verbunden hatten, und vielleicht war er dadurch aus seinem Gleis und an den Schmied geraten.

Dieser hätte am liebsten seine Werkstatt aufgesucht, so unbehaglich war ihm zumute. Täuschte er sich oder schauten ihn Dorfbewohner und Gendarm anders an als sonst? Unerhörte Beleidigung!

Er fuhr auf den Nächsten los, auf den Zimmermeister. „Ihr seid verrückt mit euerm angebrannten Schmetterling!“ polterte er, aus den Fugen geraten. „Vielleicht sind einige von euch angebrannt – euer Verstand!“

Sprach's, schiedte sich zum Gehen an. Allein den Zimmermeister Fleuchaus übermannte nach solcher Abfuhr der Zorn, in dem auch manches Widersachertum, seit Monaten frisch genährt, mitwirkte. Gereizt, wie Fleuchaus nun war, wollte er langes dumpfes Schweigen brechen. Sein Herz wollte sich befreien.

„Wahrscheinlich sind andere Dinge stärker angebrannt als unser Verstand!“

stieß er hervor. „Auch Häuser, Ställe und Scheuern. Wenn mir recht ist, ferner eine Kirche, in derselben Nacht, in der du dein Bein beinahe eingebüßt hättest.“

Das war Kampfansage. Anklage in voller Öffentlichkeit sprang den Schmied an wie eine tolle Rahe und bedeutete offenbar mehr als sinnlosen Jähzorn des Zimmermeisters. Des Überfallenen Augen spuckten Wut; er spürte den Biß, sein Blut wogte wild.

Wie um sich Wucht zu geben, zum Gegenschlag vernichtend vorzuschnellen, bäumte sich der Beschuldigte zurück.

Unbewußt taten die ihn Umringenden mit ihm, ängstlich geworden, als wichen sie zermalnendem Hieb des Schmiedehammers aus — so schreckhaft wirkte der Schmied.

Doch keine harte Faust fauste nieder.

„Mit dir“, leuchte der Schmied aus beengter Brust, „mit dir wird sich eine wichtigere Stelle beschäftigen. In der Stadt wirst du mir Rede und Antwort stehen.“

Zwar musterte er die Versammelten kühl, aber das verkörperte Selbstvertrauen entdeckte niemand in ihm.

„Du weißt schon, Fleuchaus, wo wir uns treffen werden“, fügte er seiner Drohung hinzu, und langsam schied er, begleitet von einem Schmetterling, der, neben dem Schmied in den Garten torkelnd, durch die Levkojen-Beete seine Straße zog.

Der Scheidende fühlte ungute Blicke hinter sich, — Verfolger, die nach den Kniekehlen haschten, ihn zu Fall zu bringen.

Obwohl ihn Gewissenspein belagerte, fragte er sich: welche Untat konnte ihm irgendeine irdische Macht beweisen?

Falls man bei ihm suchte, sein Geschäftsgebaren durchforschte, was fände man? Seine Schulden waren gering. Seine Aufzeichnungen bewiesen steigenden Umsatz. Fest hatte er gewirtschaftet. Wieviel beschädigte, von Feuerzungen beleckte Pflüge, Eggen, Häckelmaschinen, Wagen waren in seiner Werkstatt brauch-

bar hergerichtet, wieviel eiserne Zutaten für Neubauten geliefert worden! Zudem lagerten in Schopf und Schmiede noch ausbesserungsbedürftige Dinge genug, um ihn auf Monate hinaus, über den nächsten Winter, zu beschäftigen. Was war verdächtig daran! Neues wollte außerdem angefertigt sein, so nach dem jetzt verlöschenden Brande.

Alles war natürliche Entwicklung; ehemalige flaue Jahre waren überwunden. Da kam so ein Zimmermann mit albernem Anwürfen!

Ein Mensch verlor durch Heimsuchungen, dem anderen floß Vorteil entgegen. Wenn er selbst bei den Lehten sich befand, wer durfte ihn scheel ansehen!

Darum nur den Kopf oben behalten, sich keine Blöße mehr geben wie vor dem Schmetterling.

Auf solche Art suchte sich der Beherrscher des Blasebalgs fortgesetzt zu beschwichtigen, nur wurde und wurde kein Baldrian für Herz und Gewissen daraus.

Am Nachmittag trat er an den Amboß, hämmerte laut. Hört, ihr Leut, unser Schmied ist am Werke, arbeitet für euch! Nach Feierabend durchstreifte er den Garten, grübelte. In ein Levkojenbeet stampfte er: „Einfältiges Weibsstück, das dieses Unkraut liebt, ihm sorgfältig den Boden herrichtet, sich am Geruch nie genug tun kann und dabei nur eine Brutanstalt für gefräßige Raupen und aufdringliche Schmetterlinge unterhält! Geschmeiß, das den besten Menschen aus dem Gleichgewicht werfen kann, sei's Zitronenfalter, Fuchs oder Totenkopf, Bläuling oder Feuerteufel!“ Nun und nimmermehr konnte er dies überflüssige Zeug leiden, nie.

So trieb ihn die Ungewißheit um. Er traute dem Landfrieden nur noch blühwenig.

Erst die Mitternacht zog ihn in Schlaf, bannte ihn in Traum. Krasse Bilder erschienen ihm. Das schlimmste war unterwegs. Auf ihm hätte er Gewalten erkannt, die Sühne für jede Schuld wollen.

In der Amtsstadt wuchs bereits unter der Lampe das Protokoll der Untersuchungsbehörde. Was bisher noch zugunsten des Schmieds gesprochen hatte, schrumpfte zusammen. Der Schatten waren allerdings schon mancherlei gewesen, bevor Gendarm und Zimmermeister heute erneut kamen, um Argwohn zu begründen. Man hatte bereits von krankhafter Profitucht des Schmieds gewußt, war seinen krausen Angaben über sein Rettungswerk in böser Winternacht nachgegangen, ohne daß man irgendeine Spur des notleidenden, angeblich ausgebefferten Fuhrwerks gefunden hätte. Gleich dem Arzte bezweifelte das Gericht des Schmieds Betuerungen, wie er zum gefährdeten Bein gelangt sei. Wahrscheinlich war ein verbrecherischer Streifzug bei Nacht schuld. Am liebsten hätte man den Brandstifter bei Vorbereitung einer Tat ertappt. Der Plan war trotz umsichtigen Maßnahmen

mißlungen. Jetzt, nach dem Verhalten des Verdächtigen in den letzten Stunden, hielt man rasches Handeln für geraten.

Am nächsten Morgen trat Besuch mit ungewöhnlichem Gruß in die Schmiede: „Im Namen des Gesetzes: Sie sind verhaftet!“

Mehrfach wurde der Schmied in der Stadt verhört, er fühlte, wie sich die Schlinge um den Hals legte. Darum vollstreckte er das Urteil selbst, erhängte sich im Untersuchungsgefängnis, gestand mit dieser Flucht seine Sünden ein.

Fortan war Ruhe mit Bränden. Kein Schmied holte Aufträge auf der gefährlichen Straße der Untat.

Wenn die Bewohner des Dorfes heutzutage von Ereignissen der Schreckensjahre erzählen, so sagen sie: dies und das ist in der Zeit geschehen, in der ein Schmetterling den Profitgeier umgebracht hat!



Jugend hört einen Dichter

Aus der Ansprache Hermann Burtes im Jugendlager auf dem Feldberg (August 1937)

Liebe deutsche Jungen und Jünglinge!

Über euren Scheiteln den ewigen Glanz der Gestirne, in euren Herzen den Umlauf des frischen Blutes, unter euren Sohlen die ungekannten Ströme des Bodens, auf der Haut Abendtau und Morgentau, in den Augen Morgenstern und Abendstern, so lagert ihr hier am Herzen der grauen alten Mutter Erde, auf der Grasnarbe des nordischen Feld-

bergs, Winden und Witterungen ausgekostet, strohend vor Gesundheit, strahlend vor Freude und Stolz, in einer Stellung und Haltung, wie sie der Dichter schildert als die seine:

Wurzelndrang und Wipfelschwang,
Scheitel an der Wolke,
um die Schläfen Sternengang
und das Herz: Im Volke!

Einen Dichter habt ihr gerufen, damit er euch am Lagerfeuer, vor dem Hoheitsmal, unter knatternder Fahne, von deutscher Seele und deutschem Geiste sage und berichte. Aber hier, im Angesicht der Jugend und ihrer Gäste, wird der Dichter zum Empfangenden, zum Erstaunenden und zum Dankenden! Ein neues, niemals so lebendig Empfundenes überwältigt ihn!

So bewegt, will ich nicht aus meinen Werken lesen, sondern frei und frank sagen, was ich fühle, an diesem Ort, zu dieser Stunde!

Stellt euch vor, Hebel käme auf den Feldberg, um zu schauen, ob er den Dengelegeist fände, mit der silbernen Sense und dem goldenen Geschirr, Hebel, der Sänger der Wiese, der Wanderer in der Heimatwelt, dieser heimelige liebe Mann der Seele und des Liedes und sähe hier das Lager, die Zelte, die Jungen, das Feuer: er würde erschrecken und erstaunen, mehr als wenn er ein ganzes Heer von lustigen Geistern und feurigen Mannen anträte. Oder laßt von der Höhe des Seebucks, wo ihm ein granitenes Mal errichtet ist, Bismarck, den streitbaren Niedersachsen, den Sprossen Widukinds, den Königslenker und Reichsgründer, den Kämpfer gegen Rom herunterschreiten, anzuschauen im Hut und Mantel wie Odin, diesen Mann des Willens und der Tat, auch er müßte erstaunen, wenn er erkennen würde, wie heute das Volk nicht lediglich als ein Gegebenes hingenommen und gelenkt, vielmehr als ein zu schaffendes erweckt und gestaltet wird, im Sinne seines Wesens, damit es Lieder singe ganz der eigenen Seele und Taten tue ganz des eigenen Willens!

Und beide würden die lagernde Jugend erkennen als Teil einer neuen deutschen Welt, unersehnt, unerhört!

Woher stammt das Neue, Niegeschaut, Unvernommene? Was oder wer bewegt uns alle aus der Kraft seines Wesens?

Es ist der Impuls vom Strome des unsichtbaren Motors, der in Deutschland läuft und fliegt, der die Verzagten mit frischer Kraft beströmte, die Verirrten

auf den rechten Weg trug, den Arbeitslosen Arbeit, den Haltlosen Halt, den Ziellosten ein Ziel gab, der in alle Herzen herrliche Hoffnung goß, der einem ganzen Volke neuen Sinn im Sein gab, der unsichtbare mächtige Motor, dessen Schwung allerorten über den toten Punkt weghilft, es ist das Herz des Führers, diese erste menschliche Kraftquelle der Nation!

Aus dem Volke entsprossen, durch Not und Krieg hindurchgegangen, von Wagner beschwingt, durch Anschauung wissend, so steht er heute vor dem Volke, führt und verkörpert es. „Das Beste in der Welt ist der Befehl!“ rief Wiltfeber. Der Befehl ist da! . . .

Wenn heute Ulrich von Hutten durch die deutschen Gaue ginge, könnte er mit mehr Recht und mit mehr Wahrheit als in seiner Lebenszeit sein flammendes Wort rufen: Es ist eine Lust zu leben! Die Geister erwachen! Die Wissenschaften blühen!

Heute endlich will der Deutsche als Volk, was früher nur Einzelne wollten: heute will er sich selber!

Das wird einem Sehenden sinnfällig in einem Lager, wie es hier am Feldberg liegt. Wer hier nicht den Puls der wachen, wahren Gegenwart empfindet, wer hier nicht den Klang des Blutes auch als den seinigen empfindet, wer hier nicht den angebrochenen deutschen Frühling fühlt, der muß entweder zu den Ewig-Gestrigen gehören, die als Gespenster auf dem eigenen Grabe sitzen, oder, fast noch schlimmer, zu den Ewig-Morgigen, die — schauerlich zu denken! — nie lebendig werden können. Tot sind beide! Der Lebendige aber vom Schlage derer, die guten Willens sind, der fühlt sich versucht, das Wort, das der große Dichter Grillparzer einst dem greisen Radezki zurief, sinngemäß abgewandelt, hier auszurufen: In diesen Lagern ist Deutschland!

Wer die deutsche Jugend so sieht wie der Dichter in dieser gehobenen Stunde, der fühlt ähnlich wie Chamberlain, der Lebensbeschreiber Wagners, der deutsch gewordene Briten, als ihn, der in schwerer

schmerzlicher Krankheit lag, mehr aber noch an der Not des Vaterlandes litt, Adolf Hitler besuchte und mit ihm sprach. Da geschah das natürliche Wunder: der Kranke, fast verzweifelt, wurde getrost; er hatte den Mann der Rettung gesehen, gehört und verstanden, und er, der in Monden nicht mehr hatte schlafen können, fand den erquickenden Schlaf, den sanften Wiederhersteller der Natur. Er konnte getrost wieder schlafen, seit er gefühlt hatte, daß einer da war, nicht ein Knecht, sondern ein Herr seiner Zeit, einer, mit dem eine andere Art von Zeit heraufkam, geprägt und gestaltet von einem echten Mann deutschesten Schlages, einen Wiederhersteller der elementaren einfachen ewigen Lehren und Pflichten.

Als im Jahre 1792 der 43jährige Goethe als Schlachtenbummler den Feldzug in der Champagne mitmachte, sagte er zu den Seinen: Jetzt und hier beginnt eine neue Zeit, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen! — Wiederum wahrer und wirklicher, dem Herzen der Sache näher, kann man zur deutschen Jugend von heute sprechen: Goethes Worte zeitwandelnd: Jetzt und hier begann eine neue Zeit, und ihr, deutsche Jungen und Jünglinge, könnt nicht nur sagen, daß ihr dabei gewesen seid, sondern daß ihr diese neue Zeit, in die hinein ihr jung geboren wurdet, mit bewegen und gestalten sollt, ja, daß ihr, gerade ihr, eines Tages als Erben und Träger des heiligen Kampfes, berufen seid, diese neue Zeit in Ewigkeit zu verwandeln, ihr Folge und Dauer zu verleihen!

Der Keim der neuen deutschen Art und einst ihr Stamm und ihre Krone, das seid ihr!

Das ist kein goldener Lorbeer, das ist eine eiserne Krone, eine furchtbar auferlegte Pflicht! Aus unserer eigenen Tiefe müssen wir uns neu erschaffen, uns förmlich finden! Nicht engelländische und nicht mittelmeerländische, nicht westische und ostische Vorbilder dürfen uns verwirren, die nordische Art als der beste Teil unseres Blutes muß uns läutern und leiten!

Wo finden wir hier, im alten römischen Zehntlande, nahe bei Kaiseraugst, und Vinodnissa, nordische Quellen? Das wahrste und wesentlichste nordische Erbe ist unser alemannisches Blut; es muß über dem keltischen und römischen, das mit in unseren Adern fließt, herrschend, maßgebend, bestimmend werden. Allemannisches Wesen sei die Herrin der Seele, die anderen ihre Mägde! Wer es einmal gelernt hat, auf die Stimme seines Blutes zu hören, die Befehle der strengen Herrin aus dem Norden zu vernehmen, der folgt getrost und getreu ihrem Wort. Er weiß, daß alle großen Deutschen aus ihrer Lenkung Fülle und Macht empfangen haben. Wenn diese Wesensquelle allen kund geworden ist und sie labt, dann wächst ein neues Geschlecht von Deutschen heran, über die unsichern Mischlinge und Zeitlinge hinaus; dann wird auch die unseligste aller Spannungen überwunden, die konfessionelle. So wie eine der mächtigen Brücken des Führers hoch über die Häuser eines Dorfes und seine beiden Kirchtürme, den römischen und lutherischen, sich hinwegschwingt, sie überwindend, ohne sie zu zerstören, so kann der deutsche volkkliche Glaube, die leidenschaftliche Überzeugung von der gottgegebenen Art uns als Volk hinübertragen über die unselige konfessionelle Kluft!

Nicht Wiederholung des einen oder andern Vorhergegangenen, sondern schöpferische Erzielung eines Dritten, eines überwindenden einbeziehenden und einigenden deutschen Glaubens, das ist die fast übermenschliche Aufgabe, die Gott einem Berufenen stellen wird! Wir müssen seiner in Geduld warten! An seinem künftigen Dome bauen und bilden schon längst Kunst und Dichtung. An diesem Münster des Geistes: deutscher Glaube in deutscher Gestalt! — schafften von je die Dichter! Der Schreiber des Heliand, Vogelweide, Sachs, Luther und Hutten, Gerhard und Silesius, Klopstock, Hölderlin, Hebel: — sie taten ihre Arbeit in ihrer Hütte an ihrem Stein, sahen nie den Riß des Doms, geschweige seine Vollendung, aber sie ahnten und ersehnten ihn.

Wo holten sie die Kräfte her zum Werk? — Aus dem Volke, recht aus dem Herzen des Volkes. Dort ist der Quell ihrer Kunst, dorthin kehrt der Strom ihres Schaffens zurück. Den Scheitel an der Wolke Gottes, das Herz im Volke zu haben, das ist die wahre Haltung eines wahren Dichters. Und weil kein Einzelner letzten Endes im vollstlichen Sinne größer sein kann als sein Volk, so lebt und webt aus diesem Born alles geistige und künstlerische Schaffen. Ein wahrer Dichter kann nicht atmen und leben ohne sein Volk, er ist ein Stück von ihm, ein lebenswichtiges Organ; verliert er die Verbindung mit dem Herzen des Volkes, so stirbt er, zuerst geistig: er dichtet nicht mehr, sondern stellt Schrift! — Ein Gedicht entspringt aus dem Blute des Volkes wie ein Kristall aus der Mutterlauge; ein Gedicht offenbart mehr von einem Volke und seiner Art, als lange Reihen von Geschichtsbüchern und Gerichtsakten.

Ein Vers von Goethe: „Über allen Gipfeln ist Ruh“ beschreibt weder, noch teilt er mit, sondern er versetzt uns mitten in sein Gefühl und beseelt uns.

In der schönsten Zeile von Hebel: „Und d' Mitternacht schnuift vo de Berge her!“ offenbart sich ein Mensch und seine mütterliche Welt, weht uns der Hauch des Schicksals um Scheitel und Schläfen!

„Was aber bleibt, stiften die Dichter!“ sagt in seiner einmaligen unmittelbar erschöpfenden Art Hölderlin, diese herrlichste Verkörperung des deutschen Dichterjünglings.

Und wenn ich hier, ergreifend und ergriffen, das halbe Tausend von jungen Deutschen vor mir sehe, jeder ein namen-

loser Unbekannter für mich und doch mir nahe wie ein anderes Selbst, so fällt mir die Geschichte ein von dem alten Schulmeister in Eisleben um das Jahr Fünfhundert. Es wird von ihm erzählt, daß er immer, wenn ein neuer Jahrgang eingeschult wurde, sein Käpplein vor den Jungen gelüpft habe. Wenn man ihn fragte, warum er das tue, sagte er: Man kann nie wissen, ob nicht ein künftiger großer Mann in einem von den ABC-Schützen steckt. Und als dann wieder ein neues Schuljahr begann und er den nächsten besten Buben, einen Bergmannsjungen, fragte: Wie heißt du? und der ihm zur Antwort gab: Martin Luther — da wußte freilich der gute Alte nicht, wen er vor sich hatte, so wenig ich es hier weiß.

Aber ich grüße den kommenden Dichter, Denker, Erfinder, Entdecker, Forscher, Arzt, Bauern, Arbeiter, Soldaten, Führer, ich grüße alle, die Könige sind in ihren Träumen! „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen!“ Dieses Wort des Bergmannssohnes aus Eisleben liegt uns allen auf den Lippen. Aus dem freudigen Dienst entspringt die demütige Herrschaft, das Leben in Freiheit, getreu dem Befehle des besten Blutes in unseren Adern. Und muß geschieden sein von der wilden schönen Welt, dann heißt es:

Das schiene mir ein Arges:
lebendig begraben zu sein!
Drum soll an dem First meines Sarges
ein heller Knabe schrein:
Deutschland! —
Wenn ich dann schweige
und nicht aus den Brettern steige —
dann scharrt mich ruhig ein!

Jede Milliarde, die, statt in das Ausland zu wandern, zum deutschen Bauern fließt, gibt in ihrer Folge fünf oder sechs Milliarden an Löhnen und Gehältern, die dem deutschen Arbeiter zugute kommen.

Adolf Hillers Aufruf zur Wahl 31. 7. 1932

Das nordische Gedankengut in der Gesetzgebung des Dritten Reiches

Von Reichsminister Dr. W. Frick

Die Geschichte der nordisch-bestimmten Völker ist nur zu verstehen, wenn wir wissen, wie diese ihre Prägung durch die nordische Rasse erhalten haben. Der nordische Lebensstil und die Auffassung vom Leben zeigten sich im Recht dieser Völker, in ihrer Einstellung zu den Grundfragen menschlichen Lebens: Freiheit und Ehre, Heimat und Arbeit, Brauchtum und Gesittung, Volk und Familie. Alle großen Deutschen der Vergangenheit sind darum Vorkämpfer für diese Erkenntnisse geworden, die im Lauf der Geschichte immer wieder imstande waren, unser Volk wachzurütteln! Nur aus dieser Weltanschauung heraus sind die Taten des Nationalsozialismus — mögen es nun solche der Staatsführung, insbesondere der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Rechtsprechung oder Bewegung sein — zu verstehen. Kein Gesetz, keine Maßnahme darf allein für sich betrachtet werden, sie stehen alle in unlöslichem Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Weltanschauung, die das Volk, d. h. die sich ihrer Eigenart bewusste Zusammenfassung blutsverbundener Familien in den Mittelpunkt aller ihrer Betrachtungen stellt. Dabei sind wir uns klar darüber, daß heute die einzelnen Familien oder Volksgenossen ein Rassengemisch verwandter europäischer Rassen darstellen, die sich aber doch in ihrer Gesamtheit durch die alle verbindende nordische Rasse eine eigene Gesittung, eine eigene Kultur und Sprache geschaffen haben.

Eine geschichtliche Betrachtung, auf rassistischer Grundlage zeigt uns, daß ein Volk sich selbst aufgibt, wenn es nicht ständig die in ihm vorhandenen Erbanlagen zur größtmöglichen Entfaltung zu bringen sucht. Es ist die Aufgabe einer planvollen Volkserziehung, die dem

einzelnen und dem Volke in seiner Gesamtheit immer wieder zum Bewußtsein zu bringen hat, daß der einzelne nicht ohne die Gemeinschaft und die Gemeinschaft nicht ohne den einzelnen bestehen kann! Diese Erziehung muß ferner dem Volke ständig vor Augen halten, daß es neben anderen Völkern nur bestehen kann, wenn es sich stets seiner rassistischen Eigenart bewußt bleibt und um die Sicherstellung seiner Zukunft auch in biologischer Hinsicht ringt. Eine solche Einstellung verlangt von jedem einzelnen die Beachtung der großen Werte des nordischen Lebensstils! — Freiheit und Ehre haben im Mittelpunkt unseres Lebens zu stehen! Freiheit und Ehre, das sind die Leitgedanken des Nationalsozialismus, die sich am deutlichsten in dem Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk anlässlich der Verkündung des Gesetzes über den Neuaufbau der Wehrmacht vom 16. März 1935 widerspiegeln. Denn:

„Gut ohne Ehre ist für kein Gut zu achten, und Leben ohne Ehre pflügt man in Rechten für tot zu halten.“

So heißt es schon in der Glosse zum Sachsenpiegel. Der Führer hat dem Volk die Ehre wiedergegeben! — Er hat damit auch dem einzelnen, der in den Gemeinschaften der Familie und des Standes lebt, die Wahrung seiner Ehre ermöglicht.

Freiheit und Ehre sind Wesenseigenheiten, wie sie nur bei Völkern zu finden sind, die das Bauerntum als Urquell ihres Volkes empfinden. Bauer sein heißt jedoch, nicht nur der Gegenwart leben, sondern auch an die Zukunft denken. Der nordische Mensch und die von ihm geprägten Völker haben daher stets dem Boden nicht als eine Ware angesehen, über die jeder einzelne nach freiem Belieben verfügen kann. Diesen Gedanken

hat der Nationalsozialismus durch das Reichserbhofgesetz vom 29. September 1933 aufgegriffen und damit die Forderung von Blut und Boden verwirklicht. Dadurch wurde, ausgehend vom nationalsozialistischen Ganzheitsgedanken, das wieder gutgemacht, was ein falsches Recht in der Vergangenheit verschuldet hat.

Der nordische Mensch, der naturverbunden ist, der Bauer, weiß, daß das Leben Kampf bedeutet, und hat auch zur Arbeit eine andere Grundeinstellung als der Nomade. Ein Lebensstil, wie er sich z. B. in den Worten äußert:

„Versucht sei der Acker um deinetwillen.
Mit Kummer sollst du dich darauf nähren
dein Leben lang! Dornen und Disteln soll
er dir tragen! Im Schweisse deines Ange-
sichts sollst du dein Brot essen!“

ist für den nordischen Menschen im Grunde seiner Seele nicht verständlich; denn für ihn bedeutet Arbeit keinen Fluch, sondern sittliche Verpflichtung. Arbeit bedeutet ihm Kampf um die Erhaltung der Familie und Art! Daher ist ihm Arbeit ein Bedürfnis, eine Ehre!

Deutlich wird das durch das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20. Januar 1934 und durch das Arbeitsdienstgesetz vom 26. Juni 1935. Das ist auch der Sinn der vom Führer geschaffenen Deutschen Arbeitsfront und der nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation, die die Aufgabe hat, das deutsche Arbeiter-tum im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung zu erziehen!

Brauchtum und Gesittung tragen dazu bei, die Zukunft unseres Volkes sicherzustellen. Hierzu gehört ein Eintreten für Volk und Familie auf allen Lebensgebieten. Die hier ergangene Gesetzgebung ist bahnbrechend geworden, aber sie geht zurück auf den alten deutschen Satz: „Ist ein Kind frei und echt, behält es seines Vaters Recht.“

Daher sind Erb- und Rassenpflege der Mittelpunkt der nationalsozialistischen Gesetzgebung geworden. Die Erbpflege ist zunächst als ausmerzende Maßnahme durch das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. Juli 1933 in die Wege geleitet worden. Diese aus der Versäumnis der Vergangenheit heraus notwendig gewordenen Abwehrmaßnahmen sind dann durch das Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes, durch das sogenannte „Ehegesundheitsgesetz“, zu einer fördernden und vorbeugenden Erbpflege ausgebaut worden! Dem gleichen Ziel dienen die Bestimmungen über die Förderung der Eheschließungen im Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit, durch welche Hunderttausende von Eheschließungen ermöglicht wurden.

Wir entnehmen den vorstehenden Abschnitt mit Genehmigung des Verlages J. F. Lehmann, München, der soeben erschienenen Schrift: „Nordisches Gedankengut im Dritten Reich“ (Geh. RM. 0.80, 10 Stück je RM. 0.65). Diese Schrift enthält drei wichtige Vorträge von Reichsminister Dr. W. Frick und Ministerialdirektor Dr. A. Gütt, die die neue Gesundheits- und Ehegesetzgebung behandeln.

Ein wackerer Schwarzwälder

Von Emil Baader, Lehr

Wilhelm Hasemann und Curt Liebig, die nun beide ihre schönheitsstrahlenden Augen geschlossen haben, kündeten der Welt von der Schönheit des weiträumigen Schwarzwaldorfes Gutach. Jedermann weiß um die stolzen blumengeschmückten Bauernhäuser dieses Tales,

um die eigenschönen Gutacher Volkstrachten; weit berühmt geworden ist auch das Gutacher Kriegerehrenmal: ein Schwarzwälder Bauernmädchen trauert um die Helden des Tales, die nicht wiederkamen aus dem großen Krieg.

Allzu wenige aber wissen noch von

Johann Jakob
Langenbacher,
einem Sohn des Dorfes
Gutach. Er ist ein
Volksheld des Schwarz-
walds. Sein Andenken
sollte nie vergessen
werden. Binnenweniger
Stunden rettete er 34
Menschen das Leben;
sein eigenes Leben aber
opferte er.

Welches waren die
Umstände dieser Tat?

Der Lehrer Bürger
C. W. Sommerlatt
hat uns in einem bereits
1826 erschienenen, nun-
mehr längst vergrif-
fenen und vergilbten
Büchlein, das betitelt
ist „Züge teutsches
Muthes und Hoch-
sinnes in Gemälden
aus der Wirklichkeit“
Langenbachers Helden-
tat überliefert. Auch
in den alten Gutacher
Pfarrbüchern können
wir über Langenbachers
Leben und Sterben
nachlesen.

Der 25. Oktober des
Jahres 1778, so meldet
uns die Chronik, war
für die Gegend des ehe-
malswürttembergischen,
jetzt badischen Amtes Hornberg ein dunk-
ler Tag. Das schöne und fruchtbare Horn-
berger und Gutacher Thal wurde im Ver-
laufe von kurzer Zeit in eine Wüste ver-
wandelt. Nach langanhaltendem Regen
brach am Ende ein fürchterlicher Wolken-
bruch nieder. Die Bäche traten aus ihren
Betten; eine verheerende Überschwem-
mung entstand. Bäume und Felsen,
Trümmer zerstörter Häuser, Totenfürge
aus ausgewählten Gräbern wurden fort-
gerissen. Zahlreiche Menschen, theils von
den Wellen verschlungen, theils von den
Erdmassen erdrückt, küßten ihr Leben ein.



Gutacher Pfarrkirche mit Kriegerdenkmal.

Im schönsten Teil des Tales, an der
Landstraße von Billingen nach Offen-
burg, in der Nähe eines silberhellen
Baches, liegt das Dorf Gutach, ringsum
von Obstbäumen umkränzt. Dieses Dorf
war dazu bestimmt, an jenem Tag der
Schauplatz tiefsten Elends, aber auch
einer unvergeßlichen Tat zu sein.

Es war ein Sonntag. Kein Mensch
ahnte die schredliche Gefahr, als das
erste Zeichen zum Frühgottesdienst
gegeben wurde. Ehe aber das zweite
Zeichen vom Turm der Dorfkirche erscholl,
hatte sich die unheimliche Flut bereits

über Felder und Straßen ausgebreitet. Unweit der Kirche, welche ebenso wie Schul- und Pfarrhaus etwas erhöht stand, befanden sich in der Nähe des Baches sechs Häuser, die von insgesamt 37 Personen bewohnt waren. Zwei derselben konnten der Gefahr rechtzeitig entkommen; die übrigen aber, größtenteils Frauen und Kinder, wurden so schnell von der gewaltigen Flut umgeben, daß an ein Entfliehen nicht zu denken war. Drohend stand die Todesgefahr über ihnen; eine Rettung erschien undenkbar.

Einer aber war im Dorf, der jeder Gefahr trotzte; der dazu berufen war, Retter der Bedrängten zu werden: Johann Jakob Langenbacher, Bürger und Schreinermeister zu Gutach, geboren am 14. März 1720, damals also bereits 58jährig.

Dieser tapfere Mann hatte in jungen Jahren die Welt gesehen, wie so mancher Schwarzwälder. Er war Augenzeuge des Erdbebens von Lissabon gewesen, das an einem Tage, am 1. November 1755, hunderttausend Menschen unter den Trümmern begrub. Auch als Soldat hatte er gedient. An Erfahrungen reich, war Langenbacher in seine Heimat zurückgekehrt. Entschlossen wagte er es, seine Landsleute zu retten.

Nachdem es ihm gelungen war, ein zugeworfenes Seil aufzufangen, zog er mit dessen Hilfe einige Leitern über das Wasser herauf. Er schuf eine Notbrücke, deren Stützpunkt auf der einen Seite ein Baum, auf der andern ein gegenüberstehendes Haus war. Hierauf stieg er unter Lebensgefahr zu den in der Wasserflut bereits wankenden Häusern, holte von Dach zu Dach seine in Todesangst schwebenden Landsleute ab und brachte sie über die schwankende Notbrücke in Sicherheit, indem er sie buchstäblich wie ein Engel Gottes auf seinen Armen herübertrug.

Soeben hatte er die letzten der Unglücksgefährten — es waren zwei Kinder — herübergetragen, als schon eines der Häuser einstürzte und die brausende Wasserflut ihr furchtbares Spiel mit den

Trümmern trieb, da kehrte der Unentwegte noch einmal über die Notbrücke in sein eigenes Haus zurück. Wir wissen nicht, was ihn dazu bewog.

Glücklich kam er in sein Haus. Die Rückkehr aber wurde ihm zum Verhängnis. Durch die Gewalt der immer



Er brachte sie über die schwankende Notbrücke in Sicherheit.

noch steigenden Flut stürzte die Notbrücke mit einem ihrer Stützpunkte zusammen. Damit war das Schicksal des Helden besiegelt. Eine zweite Notbrücke konnte nicht erstellt werden. Es fehlte an jedem Mittel, Langenbacher dem Untergang zu entreißen. Nachdem die anderen Häuser eingestürzt waren, war auch seinem eigenen daselbe Schicksal beschieden.

Die Wasserflut, schauerlich wie der Tod, so meldet die Chronik, brauste an seiner wankenden Zufluchtsstätte hinauf. In seinem tapferen Gemüt aber ließ Langenbacher keine Todesangst aufkommen.

Die Freunde, die er gerettet sowie seine eigene Familie standen in einiger Entfernung. Als inzwischen die Nacht hereinbrach, hörte er das Klagen der Angehörigen. Langenbacher aber kannte keine Klage. Durch Gebet nahm er Zuflucht zum Allmächtigen. Endlich begann er sogar, so wird berichtet, fromme Lieder an-

zustimmen. Die Gebete und Lieder sowie die Lichtpäne, die er hin und wieder entzündete, waren den verzweifelnden Angehörigen das tröstliche Zeichen, daß der Heldenmütige noch lebe. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend harrte das ganze Dorf des wiederkehrenden Tages. Am Morgen des 26. Oktober zwischen 5 und 6 Uhr entschwand jede Spur seines Daseins. Der Mund, der Gottes Lob gesungen, war verstummt und erbleicht; das tapfere Herz war sterbend gebrochen . . .

Am Abend desselben Tages, als die Flut sich gelegt hatte, fand man den Leichnam des wackeren Mannes auf einer Wiese, eine Viertelstunde unterhalb des Dorfes. Am 28. Oktober wurde Johann Jakob Langenbacher zugleich mit zwei Knaben aus Frohnbach, die ebenfalls das Opfer jenes dunkeln Tages geworden waren, begraben. Keine Ehrensäule, bemerkt Sommerlatt, schmückt die Stelle, wo dieses Helden Gebeine ruhen.

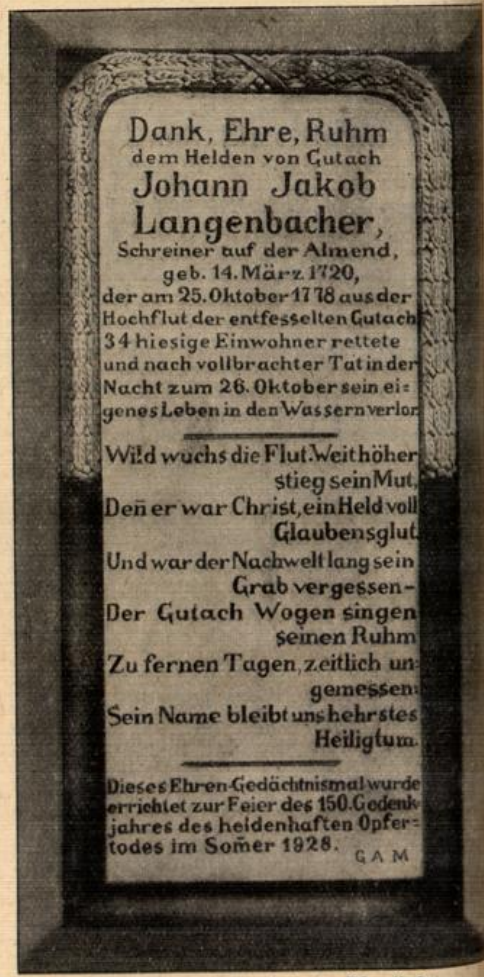
Inzwischen aber hat Gutach sich seines tapferen Landsmannes gar wohl erinnert.

Es war im Jahre 1905, da der damalige Gutacher Pfarrer Dr. R. Nuzinger (jetzt in Neckargemünd) im „Gutacher Talboten“, zu dem Wilhelm Hasemann die Kopfzeichnung geschaffen hatte, erstmals auf Grund der Pfarrakten auf Langenbacher hinwies. Angeregt durch diese Veröffentlichung verfaßte A. von Freydorf, die bekannte Hofdichterin und Freundin Scheffels, eine „Johann Georg Langenbacher“ betitelte Ballade, die in Gutach großen Anklang fand. Ihr Anfang lautete:

Die Glocken läuten den Sonntag ein,
gleich wird's die Stunde zum Gottesdienst sein.
„Gebatterin, kommt zur Kirche, nur fort
trotz Sturm und Regen, gleich sind wir dort!
Geschwind, schon läutet's zum zweitenmal —
doch horch! Was brauset durchs Gutachtal?
O Gott! — Das ist kein Kirchenläuten!
Was soll der hastende Klang bedeuten?“

Schon in den Vorkriegsjahren wurde eine Sammlung zwecks Schaffung einer Gedenktafel für Langenbacher veranstaltet. Ehe die Tafel zustande kam, fiel das Geld der Inflation zum Opfer. Nachdem Dr. Nuzinger 1928 — aus Anlaß des

150. Todestages des Helden — ein Gedenkblatt zu dessen Ehren herausgebracht hatte, veranstaltete der damals in Gutach wohnende Archäologe Dr. Gustav Adolf Müller eine neue Sammlung. Nunmehr konnte eine entsprechende Inschrift am Grabe Langenbachers sowie eine Gedenkplatte geschaffen werden, welche in die Südwand der Gutacher Pfarrkirche eingelassen wurde. Wer Curt Liebichs wunderbares Heldenmal besucht, sollte auch nicht achtlos an der Langenbacherischen Gedenkplatte vorübergehen. Die von G. A. Müller verfaßte Inschrift lautet:



Gedenkplatte an der Gutacher Pfarrkirche.

Fürwahr: Hoch klingt das Lied vom braven Mann . . .



Der Giftweizen

Von Max Grieshaber

Solch eine Nachbarschaft wie sie viele Jahre hindurch zwischen dem Bachbauer- und dem Billingerhof bestand gab es weitem wohl, überhaupt nicht mehr. Sie äußerte sich nicht nur in Plausch und wintertraulicher Geselligkeit, sondern fast mehr noch in unzähligen kleinen Gefälligkeiten, wozu das Leben im Dorfalltag so reichlich Gelegenheit gibt. — Was der eine Bauer nicht hatte, aber gerade notwendig brauchte, das entlehnte er beim Nachbar. — Daß man sich gegenseitig zu jeder Tages- und Nachtzeit rief, wenn es zum Beispiel im Stall beim Kalben starker Arme bedurfte, oder wenn ein Unfall oder gar ein Unglück geschah, das verstand sich ja von selbst; in der Not läßt ein anständiger Bauer auch seinen Todfeind nicht im Stich.

Nein, was die Billinger- und Bachbauerfamilien, zwischen deren Anwesen drei große helle Birkenbäume stehen, so in Freundschaft verband, war beiderseits ein beinahe heiliges Bedürfnis nach Eintracht und gegenseitigem Gutes tun. Wenn zum Beispiel an einem betriebsreichen Erntetag der Bachbauer einen seiner Wagen die nächste Stunde nicht benötigte, so konnte er zum Billinger hinüberrufen: „Du, gell, den kannst dir holen, wenn ihn grad' brauchst!“ Oder am Dughausen, bei der Mistabfuhr, brach ein morsches Wagscheit, da half ganz selbstverständlich der Billinger aus, und so jahraus, jahrein, bei Duzend anderen Nöten und Widerwärtigkeiten.

Ähnlich aber hielten es auch die Weiberleute der beiden Höfe. Wenn die dicke Bachbäuerin (natürlich „weil die Hef' wieder mal nichts taugt“) Malheur beim Brotbacken hatte, so ging beim nächsten Vespere an ihrem Tisch eben ein Billingerlaib drauf; oder die Hühner faulenzten ausgerechnet vor einem hohen Feiertag,

dann sah man's anderntags den hausgemachten Nudeln und dem Gugelhupf nicht an, daß die Nachbarhühner das wertvolle Rohmaterial mit dazu geliefert hatten.

Und wie war's denn, wenn plötzlich Besuch kam und man doch anstandshalber und des guten Eindrucks wegen besseres Eßgeschirr und später zum Bohnenkaffee frische Butter und Honig oder sonst etwas Schleckiges vorsetzen mußte? Da konnte es doch gar leicht sein, daß das schöne Brautservice nicht mehr vollständig war und dies oder jenes für den Gaumen augenblicklich nicht zur Verfügung stand, was die stets aushilfsbereite Nachbarin aber dann gar nicht lange hören wollte; sie gab einfach, gern und freudig, wenn sie konnte, und sie wußte, daß alles unversehrt und in gleicher Menge und Güte wieder zurückgegeben würde.

Man sieht also, die Nachbarschaft war eine denkbar vernünftige und herzliche. Mit welch schönem sprachlichen Bildschmuck hat das doch damals der junge Ortsgeistliche beim Festschmaus anlässlich der Verlobung der Bachbauertochter Agathe mit dem Billingerältesten, dem Franz, ausgedrückt, als er sagte: „Zwischen diesen beiden Höfen waltet schon jahrzehntelang emsig wie das hurtig springende Schifflein des Webers die Bejahung alles dessen, was das Leben als Nachbar reicher und leichter macht, und was das bloße Nebeneinander zu einem frohwilligen Mit-einander zusammenwirkt.“ Der Bachbäuerin kollerten bei diesem schönen Spruch damals die Tränen an den Backen herunter. — Jahrzehntelang standen wie drei maienlichte Wahrzeichen auch schon die drei Birken, sogen ihre Nahrung aus beider Höfe Grund und neigten ihre schlanken, windbewegten Wipfel grüßend bald hinüber, bald herüber. —

Wie aber im Leben hinter allem Guten

und Schönen gleich auch das Schlechte und Häßliche lauert, damit das irdische Glückmaß ja nicht zu voll werde, so auch hier, wo eine unschöne Red', im jugendlichen Übermut gesprochen, in die erniedrigte Seele eines unschuldig Geächteten fiel, um dort als Saat des blinden Hasses und der Rache aufzugehen. —

Eines Tages verendeten auf Bachbauers Dünghaufen sechs junge Hühner,



Agathe und Franz begruben ihr Verlöbniß, nicht aber ihre Liebe.

die zum Billingerhof gehörten. Dieser räthelhafte Hühnertod hätte natürlich bei weitem nicht genügt, den Freundschaftshimmel der beiden Nachbarn auch nur im geringsten zu trüben, wenn der Billinger in einer schwachen Stunde nicht dem gefährlichen Gift einiger neidischen Heher im Dorf erlegen wäre. Diese brachten es fertig, ihn zu überzeugen, daß beim Bachbauer die Freundschaft mit dem „Dolch im Gewande“ gehe; er sei ein falscher, selbstfüchtiger Mensch, der es mit seiner Tochter bloß auf den Billingerhof abgesehen habe. Warum, gisteten sie ihrem Opfer fragend in die Ohren, warum ausgerechnet an dem Tag des Hühnersterbens die Hühner vom Bachbauer in dessen Gemüsegarten gefangen gehalten worden

seien? Der Bauer habe ihn morgens geheißen, das Geflügel für den ganzen Tag in den Garten zu treiben, hätte der Baschi, der budlige Bachbauerknecht, im Dorf ausgetuschelt.

Und was der Baschi behauptete, war durchaus die volle Wahrheit, die nun die festsichere Freundschaft sprengte und schreckliches Zerwürfniß mit Falschverdacht, Kränkung, Haß und Herzeleid über zwei Familien brachte.

Weil der völlig unbescholtene Bachbauer seine Ehre zu verteidigen hatte und der Billinger mit dem Hezergift im Herzen nicht mehr fertig werden konnte, so kam die Sache vor den Bürgermeister und zuletzt vors Gericht. Und weil in den letzten Wochen, statt wie vordem die Hühner, unzählige Beleidigungen hin- und hergeschlattert waren, traten die Bauern jeder für sich gleichzeitig als Kläger und Beklagter in einer Person vor den Richter.

An dem Tage, da die Väter vor den Schranken des Gerichtes standen, begruben ihre Kinder Agathe und Franz hinter dem Strohtadel im Obstgarten des Bachbauers ihr Verlöbniß, nicht aber ihre tiefe, rechtschaffene Liebe. „Es tut sonst doch kein Gut mehr zwischen mir und meinem Vater“, erklärte der Billingerfranz. „Und mir macht bei so viel Haß zwischen deinem und meinen Leuten die öffentliche Freundschaft auch keine Freude mehr“, schluchzte die Bachbaueragathe in ihr Schneuztüchlein. — Mit dem Schwur, keiner und keinem andern in die Augen zu schauen, zu warten und lieber ledig zu bleiben als sich je untreu zu werden, gingen sie auseinander.

Im Gerichtsstädtchen bemühten sich unterdessen der Richter und zwei Anwälte, hinter das Geheimniß des Hühnertodes zu kommen. Der Bachbauer verhielt sich zunächst ganz ruhig, der Billinger dagegen hatte rot unterlaufene Augen und ärgerte den Richter mit erregtem, unversöhnlichem Dazwischenreden, — das Gift der Heher folterte ihn.

Billingers Rechtsbeistand, ein blutjunger, frischgebackener Rechtsanwalt, der von einer angesehenen Kanzlei mit diesem

Hühnermordprozeß beglückt war und an Temperament seinem Mandanten nicht viel nachstand, begann jetzt seine langen, zuvor gut auswendig gelernten Ausführungen. „Hoher Gerichtshof“, legte er mit Stentorstimme los, „der Giftwoizen, mit dem, wie durch den Chemiker einwandfrei festgestellt wurde, die Hühner meines Herrn Mandanten umgebracht wurden, hat auch das klassisch-schöne Nachbarverhältnis zweier hochangesehener Familien gemordet. Darin liegt wohl die aller-schwerste Gewissensschuld des Herrn Bachbauer, die zur Sühne durchaus hinreichen würde, wenn es hier aus erzieherischen Gründen nicht gälte, ein öffentliches Exempel zu statuieren. Seine eigenen Hühner hat der Angeklagte, wie er ja selbst zugibt, am fraglichen Tage in seinem Garten gefangen gehalten, damit (die Augen des Anwalts sprühten Stolz und Sieg) — meine Herren, jetzt kommt das Entscheidende! — damit ...“

„Meine eigenen Hühner in meinem Garten sich über die vielen Würmer des frisch umgegrabenen Bodens hermachen sollten, was ich jetzt schon duzendmal g'sagt hab'!“ schreit der Bachbauer schlagfertig dazwischen, dem Anwalt den fettesten Trumpf vor dem Abschluß wegschnappend.

„Und wie kam dann“, replizierte unvorsichtigerweise der unerfahrene junge Anwalt, „der Giftwoizen auf Ihren Dunghaufen, Herr Bachbauer?“

„Sehr wahrscheinlich auf dem direkten Weg vom Stall dorthin“, griff nun der ältliche, besonnene Anwalt des Bachbauern ein. „Schon der Herr Vorsitzende hat es als durchaus möglich hingestellt, daß der inzwischen entlassene und auch geistig nicht vollwertige Knecht Baschi im Stall den Ratten Gift gestreut hat, und zwar ohne Wissen und Willen seines Bauern, der

glaubwürdig erklärt, nie Giftwoizen angeschafft zu haben.“

Diese ruhige Bemerkung brachte die Verhandlung wieder ins Geleise des Sachlichen, und der forsche Billingeranwalt konnte abermals in den Sattel seiner Hypothesen steigen.

Die Verhandlung endete mit der Zurückziehung der gegenseitigen Klagen, mit der Unkostenhalbierung, mit einem außerordentlich vorsichtigen Händedruck und einem sehr fragwürdigen Blickwechsel der beiden Bauern. —

Der alte Friede war aber damit noch lange nicht wieder ausgerichtet. Die Stidluft zog durch diesen Prozeßausgang nicht ab. Scheelsucht, Mißtrauen, Argwohn ließen die Familien innerlich nicht zur Ruhe kommen. Die nachbarliche Nähe empfand man drückender als in der Zeit der „offenen Kampfhandlungen“.

Und dieser Zustand hätte vielleicht noch Jahre oder auf ewig fortgedauert, wenn das Schicksal in Gestalt eines jungen Hengstes auf einem Hof des nahen Weilers dem Knecht Baschi nicht einen Fußtritt versetzt und ihm ein Schienbein zerschmetterte hätte.

Trotz seines undankbaren Benehmens ihnen gegenüber fühlten die Bachbäuerin und ihre Tochter mit dem Knecht Erbarmen, und Agathe besuchte ihn, — einen Gugelhupf im weißen Tüchlein am Arm — im Spital.

Der völlig ungefährlich verwundete Baschi, der noch nie in seinem Leben bettlägerig war, lag gänzlich zerknirscht und angstvoll da und fühlte sein Ende nahen. Die anwesende Krankenschwester konnte ein verächtliches Lächeln über diesen „Helden“ auf dem Krankenlager nicht ganz verbeißen, indes der schlauen Agathe kam dieser aufgelockerte, reuige Seelenzustand

Der Nationalsozialismus hat Deutschland und damit vielleicht ganz Europa von der schrecklichsten Katastrophe aller Zeiten zurückgerissen.

Rede des Führers am 21. 5. 1935 in Berlin

des Knechtleins gerade gelegen. Schon seit Monaten heimlich einen bestimmten Argwohn gegen den Baschi hegend, frug sie diesen jetzt: „Baschi, sag', willst deine schwere Lug von damals, mein Vater hab' immer über die Hühner vom Billingerhof g'schimpft und einmal zu dir g'sagt, man solle sie alle vergiften, jetzt nicht z'rücknehmen? Der Herrgott schaut dir ins Herz, Baschi, kannst doch nichts verheimlichen, wenn du vor dem himmlischen Richter stehst.“

Der Baschi erblaßte, besann sich ein Weile, stierte ins Weite, und dann kam stotternd und würgend: „Ich hab' damals g'logen; ich bitt' um Verzeihung. Den Giftheizen aus der Apotheke hab' ich aus Rache selbst auf den Misthaufen gestreut, grad am selbigen Tag, wo unsere Hühner im Garten eing'sperrt waren, daß nur die Billingerhühner kaputt gehen sollen und es Streit geben soll zwischen hüben und drüben.“

„Und warum haben Sie das getan?“ frug jetzt die Krankenschwester, weil die Agathe vor innerer, teils schmerzlicher, teils freudiger Bewegung kein Wort mehr über die Lippen brachte.

„Weil die Agathe mich einmal verspottet und g'sagt hat: Baschi, du könntest tausendfacher Millionär sein, dann wär' mir der Billingerfranz immer noch tausendmal lieber als du. Diesen Spott auf meine armselige budlige G'stalt, die mir Gott hat geben, hab' ich halt dann nimmer vergessen können.“

Acht Tage später brachte (natürlich „weil die Hef' immer noch so schlecht ist“) die Bachbäuerin ihr Brot seit längerer Zeit wieder einmal nicht rechtzeitig fertig und an ihrem Tisch ging beim Vespere bei bester Stimmung wieder mal ein geliebener Billingerlaib drauf; der Franz und die Agathe — letztere seit der Unterredung im Spital um eine wertvolle Erkenntnis reicher — brauchten sich von nun ab nicht mehr heimlich zu treffen; die Billingerhennen scharren seitdem wieder auf Bachbauers Misthaufen und umgekehrt. Der Billinger ist gänzlich giffrei; die zwei Bauernhöfe rücken von Woche zu Woche wieder näher zusammen, und die Wipfel der Birken grüßen wieder freundlich bald hinüber, bald herüber — sie, die ihre Nahrung saugen aus beider Höfe Grund.

Flurnamen

Von Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg

Unter Flurnamen verstehen wir alle Namen in der Flur, d. h. die Benennungen der Äcker, Wiesen, Berge, Täler. Diese Namen sind oft die ältesten Zeugen unserer Geschichte. Wir haben uns längst daran gewöhnt, einen Stein mit einer Inschrift, und wenn es ein römischer Ziegelstein wäre, oder mit einer bildlichen Darstellung einem Sachverständigen zu übergeben, damit er im Museum aufgestellt werde und dem Volke als Zeuge alter Geschichte etwas sage. In ebenso alte Zeiten führen uns die Namen. Von 'Einzelfällen abgesehen, fängt man erst in den letzten Jahrzehnten an, ihre

Bedeutung zu erkennen. Der Altertumsforscher weiß heute, daß Namen der Flurteile für ihn oft wertvolle Hinweise sind und ihm zeigen, wo er den Spaten ansetzen muß. In dem Dorfe Nasen bei Donaueschingen heißt eine Wiese: „I de Here“, hochdeutsch: in den Heren. Auf Grund des Namens wurde dort unter sachgemäßer Leitung gegraben. Man fand Leichenreste mit schönen Halsketten und Armringen, die etwa 600 vor Chr. in den Boden kamen. Der Name „I de Here“ zeigt, daß hier etwas „spukt“, d. h. daß ein alter vorchristlicher Glaube an dem Ort haftet. Solcher heidnischer

Glaube wurde in christlicher Zeit häufig in den Bereich der Hergen verwiesen. Die Ausgrabung erwies auch hier die Richtigkeit solcher Entwicklung. „I de Herge“ ist also eine Erinnerung daran, daß vor zweieinhalb Jahrtausenden dort ein heidnischer Friedhof war. Es gibt noch Namen, die in ältere Zeit weisen. Aber auch die ganze folgende Geschichte eines Dorfes oder einer Stadt kann durch Flurnamen aufgeklärt werden.

Im ganzen Deutschen Reich werden die Flurnamen zur Zeit gesammelt und wissenschaftlich verarbeitet. Von den

„Badischen Flurnamen“ liegen schon mehrere Hefte vor. Die Flurnamen sind Geschichtsquellen, die vom Boden und vom bodenverbundenen Volke ausgehen. Wenn sie vom Geschichtsschreiber richtig ausgenützt werden, gewinnen unsere Geschichtsbücher an Lebensnähe und Volksverbundenheit und, was einem Vorgeftrigen fast unglaublich scheinen mag, uns aber ein schönes und neues Zeichen von Volksgemeinschaft ist, der Bauer ist hier der Gebende, hier lernt der Professor von den Bauern.

Eifersüchtig

Von Karl Berner

Wüßtet 'r wer der Schorschli isch?
E nette Bueb, nüün Johr scho alt,
un glund, ob's warm isch oder chalt.
Stöhn öbbe Strübli ufem Tisch,
so haut er wie en Alte li,
me meint, si ghören alli si.

Im Städtli hen si Ferie gmacht,
der Schorschli gumpet vor Freud und lacht.
Worum? Er darf ufa Land in d' Mülli,
's Großmütterli wohnt dört scho lang;
dört hilft er als im Chnecht, im Jobbi,
de fñhrt en au in Stall zuem Fñhli
un nñmmt en mit in Fuettergang;
der Schorschli pfyft im Hund, im Bobbi,
git Heu ins Räf der schwarze Chue
un luegt im Chlelechoßer zue —
Churzum, er freut si grad wie fern!

s' Großmütterli, sell het er gern,
un 's Vreneli, sell mag er au,
wil's mit em spilt un lustig singt
un Öpfel oder Trübel bringet.
Drum denkt er: 's git emol my Frau!

's isch frilli scho en andre do,
un de denkt weger grad eso,
sell Maidli, wo im Schorschli gfallt,
jā, sell isch zwānzig Johr scho alt,
Un 's isch im große Heiner hold,
un de isch weger treu wie Gold!

Am Sunntig göhn si gern mitnander,
's isch alles schöner halt selbender,
im Schorschli aber gfallt das nit,

wenn 's Vreneli bym Holderstock
am Gartehag e Schmügli git.

's Großmütterli im Sunntigrock
un uf em Chopf d' Markgräfler Chappe,
will grad in d' Chilche, siht der Chlei
un frogt: „Worum bisch hüt so still?
Me mueß der sunst e Pflaster pappe
ufs Göschli, wil's nit still si will!“

„He, 's Vreneli loßt mi hüt älle;
im Heiner het's e Schmügli ge.“

D' Großmuetter lacht. „Herrjeh, herrjeh,
bisch iiferfüchtig, chleine Ma?
Was luegst mi denn so gspäßig a?“

„Großmütterli, was heisch jett gseit?
Was isch das, iiferfüchtig? Gell,
Großmütterli, de fäisch mer's schnell!“

„Die Große wüßte's wyt un breit,
du selber, Schorschli, lehrsch's notno.
Was iiferfüchtig isch? He los:
Am Gartehag, nit uf der Stroß,
sihsch 's Vreneli bym Heiner stoh,
un wenn's em druf e Schmügli git,
un wenn du selber au eis wit
un meintisch, 's haig di nümme gern,
derno wärsch iiferfüchtig halt,
wil unfem Vreneli, pos Stern,
der Heiner, unse Nochber, g'fallt.
Joweger, iiferfüchtig bisch!“

„I ha mer's denkt“, sait jett der Chlei
un strecht si uf de Strampelbei,
„aß halt e Maidli schuld dra isch.“



Leute vom Oberrhein auf hoher See

Von Dr. Erich Frey

Dieser Tage ruft mich meine Frau, hurtig ans Fenster zu kommen, sie wisse was zum anlugen. Und was war es? Ein wunderschöner Regenbogen, jetzt Ende November schon eine Besonderheit. Während ich den Kopf schief halte, die Farben abzähle und richtig sieben rausbringe, meint doch die Frau versonnen: „Weißt du noch, wo wir dieses Jahr einen noch schöneren gesehen haben?“ Richtig, da dämmert's mir auch. Aber nur gemacht, wir sind noch nicht so weit.

Warum hätte mir's auch nicht dämmern sollen? Jetzt wo's draußen auch gern dämmert, fällt selbst unsereiner nicht auf, wenn's ihm mal grad so geht. Jetzt, wo man einem am Morgen die himmelsbesten Worte geben muß, damit man unter seinem Luftballon rauskriecht, so um die Zeit, wo der Rundfunkempfang wieder besser wird und die Brettlehupfer rein närrisch sind auf den Wetterbericht, da denkt man rückwärts, was das Jahr gebracht an Freuden. Die seien dünn gesät gewesen, hör ich dich brummeln, Kamerad von hinterm Pflug und Schraubstock. Aber darüber reden wir noch am Schluß. Und jetzt mal einschalten:

„Achtung! Achtung! Wir bringen einen Hörbericht von einer Fahrt mit RbF. nach Norwegen. Sie hören die Aufnahmen.“

An der Überseebrücke des Hamburger Hafens liegt ein schmuckes Schiff. „Monte Olivia“ steht drauf. Aber noch viel höher

und größer heißt es „Kraft durch Freude“. Was das so richtig bedeutet, werden die noch merken, die sechs Tage mit diesem Schiff auf See sein werden. Jetzt wimmeln sie noch auf der schwimmenden Stadt und drumherum. Stadt? Ja das wird man doch noch sagen dürfen, wenn 1800 RbF.ler und 350 Mann Besatzung an Bord sein werden. Werden, sag ich, denn jetzt sind's von beiden Teilen bedeutend weniger. Einstweilen zieht's alle zu Hagenbeck, zur Hafenrundsahrt, zur Stadtbefichtigung und zu guter Letzt auf die Reeperbahn in St. Pauli. Die Fahrgäste aus Wunderfisch, die Besatzung aus Gewohnheit. Was dort alles los war, erzähl ich mal streng vertraulich im „Löwen“ am runden Tisch. Jedenfalls: Morgen geht's in See!

Jetzt ist es soweit. Der Lautsprecher hat den Landratten aus Baden und Hessen die wichtigsten seemannischen Ausdrücke (allerdings ohne die Flüche) beigebracht, Cuxhaven und der Kaiser-Wilhelm-Kanal sind vorbeigezogen. Einmal wäre das große Schiff schier umgekippt, als nämlich das Segelschulschiff der Kriegsmarine „Gorch Fock“ ganz nahe vorbeischwebte und alle Mann auf dieselbe Seite rannten. Und nun ist der große Augenblick da, wo nur Himmel und Wasser zu sehen ist. Ein ganz feiner Nebel hat den Einbruch der Dunkelheit beschleunigt und die Blicke aus der Ferne wieder zurückgeholt zum Schiff. Die

ganze Nacht könnte man sitzen und den kleinen Wellen zusehen, die mit mond-silbernen Krönlein vorbeihüpfen. Zwischen-durch kann man aber auch in die Innenräume gehen, wo bald ein halbes Duzend Kapellen spielt, wo Tanz und Sang und Frohsinn regiert, und wo es Tabakwaren und Getränke zum halben Preis gibt. Da ploßen sie und stellen ihren Mann, die „Rheinischen“ und leben ihren Spruch „suffet Win bigott“, daß die Masten wackeln. Das ganze Schiff gehört ihnen, und die Wogen schlagen drinnen höher wie draußen, als der Lautsprecher „Polizeistundenverlängerung“ ansagt.

Ein deutsches Schiff mit Büromenschen, Fabriklern und Bauern aller Altersstufen gleitet still durch enge norwegische Wasserstraßen, die man hierzulande Fjorde heißt. Ja, es ist stiller geworden auf dem Schiff und in den Menschen drauf, die zum erstenmal in ihrem Leben von der gewaltigen nordischen Natur überwältigt in der Sonne braten und kaum von Deck runter zu kriegen sind zum Essen. Das solltet ihr sehen, die fast senkrecht aufsteigenden Felsen, oben mit ewigem Eis und Schnee bedeckt und nur ganz unten wenige jetzt Ende Mai blühende Obst-bäume. Und wo die trostigen Berge ein kleines bißle Platz lassen, da kleben winzige Häuschen, die nur vom Wasser aus zugänglich sind. Der Arzt, der Pfarrer, der Lehrer, der Priester, alle kommen sie per Schiff. Nur Funk und Fernsprecher verbindet die stolzen schweig-samen Norweger mit der Außenwelt. Kein Auto ist zu sehen, kein Motorrad, nicht einmal ein Fahrrad, tagelang nicht.

Schäumende Wasserfälle stürzen sich donnernd von ganz hoch oben in den Fjord. Jede der vielen Wendungen des Schiffes bringt auf allen Seiten neue Bilder von unvorstellbarer Schönheit. Schweigend genießen die Urlauber die fremde und doch irgendwie innerlich nahe Natur. Nur wenn ein Landsmann oder ein norwegischer Freund die Hakenkreuz-flagge am Ufer aufzieht, donnert das „Sieg-Heil“ widerhallend über norwegisches Land. Besseres hätte sich auch keiner

auf dem Schiff ausdenken können, als jetzt am Ende des Fjords vor dem Wenden eine feierliche Ehrung zu veranstalten, für Norwegen und für Deutschland.

Nun geht's wieder der Heimat zu. Der Fjord wird allmählich breiter, das freie Meer kommt in Sicht, die mit Schürzen, Tischdecken und Bettlaken winkenden Menschen am Ufer werden kleiner. Der Lotse wird gewechselt. Man wundert sich, daß ihn ein ziemlich großer Dampfer abholen soll. Da löst der Lautsprecher das Rätsel: Es ist ja Sonntag, und nun kommen sämtliche Einwohner des Dorfes vom kleinsten Kind bis zum ältesten Aus-zügler, um das „große deutsche Schiff“ zu sehen.

Inzwischen geht ein herrlicher Sonnen-tag zur Neige. Und als wollte das herb-wuchtige Land uns deutschen Arbeits-menschen noch zum Andenken ein glänzen-des Geschenk mitgeben, zaubert es mit Hilfe der Sonne eine Abendpracht auf seine Felsen, wie sie noch nicht einmal der Kapitän in jahrzehntelanger Seefahrt ge-sehen hat. Die kahlen Berge sind von innen heraus hellrot beleuchtet, das Schiff fährt durch flüssiges Gold, und über dem allem spannt sich eben jener Regenbogen, so herrlich, daß man den Kopf nicht schief halten muß, um die Farben zu zählen. Immer dunkler wird das Rot auf den Bergesgipfeln und klingt zuletzt ganz leise in dunkelblau ab. Keiner, der dabei war, wird dein köstliches Geschenk ver-gessen, du „kalter“ Norden.

Deutschland empfängt seine Heimkehrer nicht weniger glanzvoll. Leicht gewellt ist die See. Das „große deutsche Schiff“ zieht am Vorposten Helgoland vorbei. Auf der einen Seite des Schiffes über-gießt die sinkende Sonne den Ozean mit schillernden Farben. Auf der andern Seite liegt über dunklen Wassern schon der Scheinwerferstrahl des aufgehenden Mondes. Da hebt auf Deck ein Musi-zieren und Singen an und will kein Ende nehmen, bis spät in die Nacht hinein. An den Feuerschiffen, den leuchtenden und heulenden Bojen vorbei gleitet ruhig und sicher ein Stück Deutschland heim.

Das war „Kraft durch Freude“! Aber ich muß ja welleweg mein Wort vom Anfang einlösen, wo der Landmann doch meint, an so was sei für ihn nicht zu denken, weil nicht genug zwischen Däumling und Zeigefinger zu reiben sei. Falsch! Etwas mehr als ein halber

Blauer tut's, mit allem drum und dran. Und wenn einer da mitgeht und kommt wieder zurück, der kann den andern auf die Schulter klopfen, daß es kracht und sagen: „Jetzt weiß ich, was das heißt, „Kraft durch Freude“. Dafür garantier ich.

Ein Schwarzwälder in Düsseldorf

Kleines Erlebnis eines großen Malers. Von Hermine Maierheuser

Es war ein trüber Februartag in der Zeit vor dem Siebziger Krieg. Der Wind wehte eilig vom Rhein her, doch die matte Winter Sonne kämpfte sich kurz vor ihrem Untergang so durch die Wolken, daß ein opalgrünes Schimmern am Abendhimmel aufleuchtete. Im Schwarzwald wird's noch Schnee in Hülle und Fülle haben, dachte Hans Thoma und trat ans Fenster seines bescheidenen Stübchens in einer engen Straße Düsseldorfs. — Aber Fasnacht feiern sie daheim auf ihre Art schon, und die Fasnettküchle krachen gewiß in der Pfanne der Mutter. Die Fasnet rumort jedem echten Schwarzwälder im Blut. — Hans Thoma erlebte sie nun schon zum zweiten Male in der großen Stadt am Rhein. Aber diesjahr sah es so mager in seinem Geldbeutel aus, daß er die Düsseldorfer Fasnet, die sie hier Karneval hießen, nicht mitmachen konnte. Die Schuhsohlen waren so dünn, da gab's wenig mehr durchzutanzten. Und wie gerne hätte der junge Maler trotzdem mitgemacht. Jetzt war es gerade ein Jahr, daß er zu Karlsruhe sein Ränzle schnürte und mit neuen, großen Hoffnungen die Düsseldorfer Malkschule aufsuchte. Er preßte die Stirne an die Scheiben und blickte hinaus auf die gefrorene Gasse. Die Leute schritten possierlich vorsichtig über das Glatteis. Über das frische Jungmännergesicht Hans Thomas glitt ein Lächeln. Wie klein ihm die Menschen in dieser verdämmerten Beleuchtung vorkamen, und wie spaßig sich ihr Gehen und Hüpfen auf dem noch unbestreuten Gehweg ausnahm.

Das war ja fast wie in den Malkschulen, wo bald jeder eine neue Malart für sich suchte und nur wenige noch die rechte Sicherheit von innen heraus besaßen, und wo manche den kleinen, stämmigen Schwarzwälder Malkschüler ein wenig mitleidig belächelten, weil er so unentwegt die Kunstgesetze der alten Meister ehrte und alles Übrige nach der Eingebung des eigenen Wesens dazulegte und dazulernte.

Ja, sie machten es ihm wahrhaftig nicht leicht. In Karlsruhe war den Kritikern alles zu bunt vorgekommen, was er ausstellte. Sie verstanden es nicht, daß er vom Volk kam und für das Volk malte. Und hier in Düsseldorf, wo er durch den Frankfurter Freund, Otto Scholderer, auf eine sachliche, naturgemäße Technik hingewiesen worden war, hier hießen sie ihn den Graumaler. Doch, das focht ihn zu dieser Abendstunde wenig an. Otto Scholderer glaubte an ihn und einige von den Jungen auch. Und gerade mit diesen Jungen hätte Hans Thoma so gerne Fasnet gefeiert. Die Künstler erhielten alle Freikarten, und einige Gönner hatten sogar etwas zum Trinken gestiftet. In der „Ruhglocke“ verstand man es, Feste für wenig Geld zu veranstalten, und alle Landsleute aus Süddeutschland machten da mit.

Ja, — für wenig Geld! — Wenig Geld ist immer noch besser als gar keines. Hans Thoma besaß keinen roten Heller mehr, und sein Stolz verbot es ihm, den Freunden etwas vorzujammern. Bald mußte ja auch ein Päcklein aus Bernau

kommen, das langte dann für die Miete und für den Schuhmacher, und der ärgste Hunger konnte auch gestillt werden. Jedoch für einen Mummenschanz in der „Ruhglocke“ war nichts vorhanden, rein gar nichts.

Hans Thoma überhörte in solchen Gedanken das Klopfen an der Türe. Plötzlich stand Frau Notnagel, ein gutes, etwas klapperiges Weiblein vor ihm: „Da, Herr Thoma, ein Paket!“

Großer Gott, heute schon ein Paket? — Ja, es kam aus Bernau im badischen Schwarzwald, und die liebe Schwester Agathe hatte mit ihrer zierlichen, sauberen Schrift die Adresse geschrieben. — Mit bebenden Händen öffnete es der junge Maler. Wahrhaftig, sie schickten ihm Fasnetküchle und Schwarzbrot und Speck, ein flaches Fläschchen Christewasser und ein Paar warme Socken.

Während Hans Thoma den Brief von der Mutter und Schwester las, biß er herzhaft in die Küchle. Der Abend erschien ihm weniger düster, und der Verzicht auf das Fest in der „Ruhglocke“ war leichter zu ertragen. Er zündete die Lampe an und ordnete die Sachen in seine Kommode, rollte die Paketschnur auf den Fingern auf und strich das graubraune, raue Papier glatt. Ja, ja, so ein Paket zur rechten Zeit, das wirkt Wunder.

Draußen war mittlerweile die Nacht angebrochen. Kling, kling, ramm tamm, rättsch, rättsch, tönte es herauf. Richtig, da unter den spärlichen Laternen gingen Leute in Flitterkleidern zu einem Fasnetball. Gut, daß sie den schädigen Narrenfram, den ein rechter Narro braucht, besaßen.

Schädig und lustig mußte es an der Fasnet sein, — aber hing denn wirklich alles an einem Narrenkleid? Tat's ein närrisches, übermütiges Herz nicht auch? — Konnte man nicht doch noch zum Fest in die „Ruhglocke“ gehen? — Vielleicht als Graumaler —. Da genügte eine graue Weste, — und auf den Rücken konnte man bunte Striche ziehen, — olivgrün und spangrün und gelbgrün und das Rot und

Orange, das die Karlstrüher nicht ausstehen konnten, das sie mit spitzen Kritikerzungen den Thomasalat geheißen hatten. Doch Hans Thoma besaß keine graue Weste, und wo rasch eine hernehmen? Der Mann der Frau Notnagel war dick wie ein Dreihundertliterfaß, und eine graue Weste besaß er wohl auch nicht. Und die Kleiderleihe? — Nein, nein,



„Surra, der kleine Schwarzwälder ist da!“

weiche weg, Versuchung, das gibt es nicht, wenn man jeden Groschen zehnmal umdrehen muß, ehe man ihn ausgibt.

Unter solchen Gedanken legte Hans Thoma das Packpapier in sein altes Köfferlein, weil man schließlich alles einmal wieder gebrauchen kann.

Ge—brau—chen? schien da das Papier zu knistern.

Einmal wieder ge—brau—chen! Warum willst du denn das nicht gleich tun? Über das Gesicht des jungen Mannes blickte ein freudiges Lachen. Wahrhaftig, — das graubraune Packpapier sollte zu seinem Recht kommen; er ging heute auf den Fasnetball in die „Ruhglocke“, und zwar als Paket maskiert.

Thomasalat, Graumaler, Packpapier,

Paket, jubelte es in seinem Innern. Schnell die Schuhe blank gepußt, eine Sohle aus Papier hinein, daß die Füße trocken bleiben, den Malkittel mit dem Rock vertauscht, und das Packpapier aus Bernau umgewickelt.

„Frau Notnagel, bitte kommen Sie doch herein, — schnüren Sie mich ein wenig. Da, hier ist die Schnur von daheim. So ist's recht, kreuzweise über die Brust und zweimal. Doppelt genäht hebt besser. Und einmal um den Hals, daß die Sache nicht rutscht, und auf der Seite binden; sonst machen mir die Brüder in der ‚Ruhglocke‘ den Knoten auf, und ich verliere mein ganzes Kostüm. So ist's gut. Bin ich nicht ein schönes Paket? — Ja? —

Also, dann noch die Adresse: An Frau Rosa Thoma in Bernau-Oberlehn, Schwarzwald. Hier links auf die Brust muß die Anschrift. Ist der Kleister auch gut? Ja, ja, es hält fest, und jetzt nir als los, den alten Radmantel um und in die ‚Ruhglocke‘. Grüß Gott, Frau Notnagel, und auf Wiedersehen morgen früh.“

Eilig und trotzdem sicher schritt Hans Thoma über den gefrorenen Boden durch enge Gassen, breite Straßen und weite Anlagen. Der Wind blies ihm ins Gesicht und wehte den schwarzen Umhang hoch, und Hans Thomas Augen lachten vor Übermut.

So trat er in den Festsaal der jungen Künstler, in die „Ruhglocke“. Farbige Lampione und Papierstreifen hingen von den Wänden herab, dunstige Luft schlug

ihm entgegen, tolle Musik ertönte. Rheinischer Frohsinn herrschte. Eine Pierrette in Schwarz und Silber wirbelte herbei. Hans Thoma packte sie und tanzte mit ihr rundherum und schließlich mitten in den Saal hinein. Als er veratmend stehen blieb, umringten ihn einige Landsleute und Freunde. „Bravo!“ rief Otto Scholderer, dann fielen die Stimmen der anderen ein: „Hallo, Hallo, Hurra, der kleine Schwarzwälder ist da, — der Graumaler, — der Hans, — der Thoma —. Als Paket! Habt ihr schon so etwas gesehen? Ein Maler als Paket. — Großartig ist das, Hans! Einfälle hast du! Auf so was kann doch nur ein Schwarzwälder kommen. Du kriegst einen Preis für dein Kostüm, du Hans im Glück, du Erbschelm, du Schlaule, du Gscheitle, — du Duckmäuser!“

Hans Thoma blüht sie mit seinen großen, dunklen Augen an, dann streicht er mit der Hand über das erhitze Gesicht und durch den wirren Haarschopf und sagt langsam und bedächtig: „Jetzt könnt ihr mich aufgeben, — gepackt bin ich —, und die Anschrift steht auch deutlich und genau hier auf meiner linken Brustseite. Wollt ihr mich aufgeben?“

„Aufgeben?“ lachen die Freunde und rufen hierauf fröhlich durcheinander: „Aufgeben? — Wir geben dich nicht auf, Hans, das tut keiner von uns. Wenn du dich selber nicht aufgibst, — wir geben dich nicht auf, wir lassen dich leben. — Er lebe hoch, der kleine Schwarzwälder lebe hoch, er wird nicht aufgegeben.“

Unsere Wagen und Motorräder sind nicht nur die schnellsten, sondern wir können mit Stolz sagen: auch die besten der Welt. Möge sich dieser Leistung einer einzigartigen Solidarität der deutschen Arbeit nun auch der deutsche Konsument anschließen. Unsere Ingenieure und Arbeiter können stolz sein, solche Wagen zu bauen. Möge der Deutsche stolz genug sein, sich ihrer zu bedienen!

Rede des Führers am 14. 2. 1935 in Berlin

Das glückhafte Schiff

Eine kühne Rheinfahrt zum Straßburger Schützenfest im Jahre 1576

Alten Berichten nacherzählt von Franz Hirtler



Die Alemannen, deren Stammesmundart und Wesen durch den Dichter und Ralendermann Johann Peter Hebel weit herum bekannt geworden ist, haben unter den deutschen Volksstämmen ein besonderes Los erfahren und zugleich eine besondere Aufgabe erhalten. Zu beiden Seiten des Ober- und des Hochrheins wohnend, waren die Alemannen für ihre westlichen Nachbarn einst eine so ausgesprochene Verkörperung des Germanischen, daß die Franzosen das ganze Deutschland jetzt noch als „Allemagne“ bezeichnen. Ein merkwürdiges, heute unabänderliches Schicksal hat aber das alemannische Volkstum aufgeteilt in die Zugehörigkeit zu drei verschiedenen Staaten: Deutschland, Frankreich (Elsass) und die Schweiz. Vor Jahrhunderten freilich gehörten die jetzt vom Reiche gelösten Teile des alemannischen Volkstums zu Deutschland. Es ist selbstverständlich und natürlich, daß wir mit den draußen lebenden, durch Volkstum und Sprache uns ganz nahe stehenden stammverwandten Men-

schen uns verbunden fühlen. Von den außerhalb der Reichsgrenzen wohnenden Alemannen dürfen wir ja erwarten, daß sie für deutsche Art draußen Verständnis schaffen und daß so das in jenen fremden Staaten lebende Alemannentum eine Brücke bildet zu einem friedlichen Einvernehmen der benachbarten Kulturvölker.

Wie innig und herzlich verbunden sich die alemannischen Bewohner des Ober- und Hochrheingebiets schon in früheren Jahrhunderten fühlten, davon gibt die kühne Fahrt von 54 Züricher Bürgern Zeugnis, die im Jahre 1576 mit einem Schiff an einem Tage von ihrer Vaterstadt auf der Limmat, der Aare und dem Rhein zum Schützenfest nach Straßburg fuhren. Diese Fahrt erregte im ganzen Oberrheingebiet gewaltiges Aufsehen und weckte allgemeine Begeisterung. Durch mancherlei Berichte, Bilder und Dichtungen können wir uns heute noch ein lebendiges Bild jener Fahrt machen und dabei zugleich erkennen, wie ausdauernd, gemütvoll, wie lebensfroh und festfreudig die Deutschen am Oberrhein schon Anno 1576 waren.

*

Am 20. Juni, an einem Mittwoch, in aller Frühe, als noch die sternklare Sommernacht über der Stadt Zürich lag, wurden die Bewohner der Gassen, die zum Ufer der Limmat hinabführten, plötzlich durch laute Musik von Trompeten, Trommeln und Pfeifen aus ihrem süßen Schlaf geweckt. Klang es nicht kriegerisch? War es nicht ein überraschender Alarm der zur Verteidigung der vom Feinde bedrohten Stadt aufrief? Einen Augenblick lang mochte diese Besorgnis manchen erwachenden Schläfer erschreckt haben, dann aber wurde es allen ängstlichen Nachtmühen bewußt: Es ist Zeit! Die Mannschaft, die auf schwankendem Schiff

die kühne Fahrt gen Straßburg unternehmen wollte, wurde zur Abfahrt gerufen. Der Tag, auf den man in ganz Zürich und den Rhein hinab bis Straßburg gespannt war, war angebrochen. Raum mehr als eine Stunde nach Mitternacht war es. Vierundfünfzig ausgesuchte Männer, die Blüte der Jugend und des erfahrenen Bürgertums versammelten sich am Helmhause, und der Stadtbauherr Kaspar Thomann, der ihr Obmann sein sollte, verlas die Namen der Mannen. Sie begrüßten sich, redeten eifrig zueinander und schauten vertrauensvoll auf ihr Schiff, das im dunkeln Wasser der Limmat an den Halteseilen schwankte. Aus der Finsternis tauchten Fackeln auf. Schritte hallten; sechs Männer trugen an Stangen eine merkwürdige Last, eine Tonne, die dicht mit Tüchern überdeckt war.

„Der heiße Hirs!“ schrie man sich zu, und jeder wußte, daß in der Tonne, eingebettet in heißen Sand, ein mit kochendem Hirsebrei gefüllter eherner Topf stand, dessen Inhalt man noch warm den Straßburger Ratsherren aufstischen wollte. Hirsebrei, mit Milch zubereitet, war eine damals volkstümliche und wegen ihrer natürlichen Süßigkeit beliebte Speise. Er war jedoch keine Besonderheit der Stadt Zürich wie etwa die Basler Lebkuchen, die Freiburger Brezeln oder die Frankfurter Würstchen; aber man hoffte, diesen Brei berühmt zu machen: in Zürich gekocht, sollte er noch warm den Straßburgern vorgesetzt werden! Ob es gelang? Die vierundfünfzig Männer, die die kühne Tat wagten, waren voll Zuversicht und vertrauten auf die Kraft ihrer Arme. Nun wurden die Helden des kommenden Tages von ihren Frauen und Töchtern mit dem nötigen eßbaren Reisebedarf versehen, wohlzubereitetes gebratenes Geflügel und köstliche Kuchen; für einen guten Trunk hatten die Herren selbst schon Sorge getragen. Ein riesiger Korb mit dreihundert Semmelringen, dem brezelartigen Gebäck der Züricher, wurde in dem Schiff verstaut. Sollten diese unterwegs alle von den Schiffen auf-

gezehrt werden? Man hatte für die jetzt noch warmen Ringeln eine andere Verwendung vor: den Straßburger Kindern wollte man sie mitbringen! An alles war gedacht worden, die Trommler, Trompeter, Pfeifer hatten ihre Instrumente zur Hand, die weißblauen Fahnen Zürichs waren am Bug und Heck des Schiffes befestigt, die 18 Zugrunderer und 6 Steuerruderer nahmen ihre Plätze ein, und in würdiger Haltung schritten Ratsherren und Bürger auf das Schiff hinüber. Man löste die Halteseile, stieß unter klingendem Spiel vom Ufer ab . . .

Die kühne Fahrt begann! „Glück zu! Glück zu!“ schrien die am Strand Stehenden den Abfahrenden nach. Mädchen und Frauen konnten nun ihre Tränen nicht mehr verbergen: niemand wußte, wie das tollkühne Unternehmen endigen würde. Ein Wagsstück schien es allen zu sein, aber war es nicht immer der Stolz der Männer gewesen, das unmöglich Scheinende zu wagen? Freilich gab es in Zürich manche Angsthasen, die diese Fahrt eine Versuchung des Himmels nannten.

Durch die erleuchtete Stadt schoß nun das Schiff, von den im Takte bewegten Rudern getrieben, dahin. Lebhaftes Zurufe begleiteten es auf seiner Fahrt, und als es sich außerhalb Zürichs der Burg im Hard näherte, begrüßte sie deren Besitzer mit einigen Schüssen, die von den Leuten des Schiffes mit Freude wahrgenommen wurden. Die zweite Stunde hatte gerade geschlagen, als die Schiffer sich in Zürich vom Ufer gelöst hatten; nun fuhren sie im dämmerigen Frühschein des Hochsommersmorgens durch die Felsen, Strudel und Krümmungen der Limmat, deren Lauf die Leute am Steuerruder genau kannten. So erreichte man in guter Zeit die Aare, die, aus der Hochgebirgswelt der Berner Alpen kommend, nun in ruhigem Fließen die Limmat aufnimmt und ihr Wasser zum Rhein leitet. Bald konnten sie auch ihn begrüßen, den deutschen Strom! Mit Trompetenschall fuhr das tapfere „Wagschifflein“ in die Hochrheinwellen. Den Leuten, die von den Ufern aus dem Schifflein zusahen, er-



Das glückhafte Schiff im Rhein bei Straßburg.

Nach einem alten Züricher Kupferstich.

schien das Schiff mit seinen im Takt bewegten Rudern wie ein mit schlagenden Flügeln daherschwimmendes Angeheuer. Die Sonne beschien nun die wackeren Fahrer, die sich freuten, den schwersten Teil ihrer Reise bestanden zu haben. Die Männer an den Rudern legten sich tüchtig ins Zeug, sie zogen so kräftig an den „Riemen“, als wollten sie sich auf den Rücken legen. Der Obmann Kaspar Thomann schaute in die vor ihm ausgebreitete Karte und rechnete, auf seine Nürnbergsche Uhr blickend, daß das Unternehmen gelingen konnte, wenn ihm die Glücksgöttin weiterhin gewogen blieb und die Ruderer mit ihrer Kraft durchhielten. Der Doktor Keller kritzelte eifrig in sein Büchlein, auf dessen ersten Seiten bereits alles notiert war, was die Nachwelt von dem Anlaß dieser Fahrt erfahren sollte. Das große Festschießen in Straßburg war bereits im Februar beschlossen worden, und bald waren die gedruckten Einladungen nach allen Richtungen verschickt worden mit der Ankündigung, daß das Fest von Ende Mai bis Ende Juli dauern solle. Da hatte es bei den Züricher Schützen, sowohl bei denen, die die Arm-

brust handhabten, wie auch bei den Büchschützen, kein langes Besinnen gegeben: bei solch einem bürgerlichen Waffenfest durfte man nicht fehlen. Schon am 22. Mai — so hatte es der Doktor Keller in seinem Büchlein vermerkt — waren die Züricher „Stahlschützen“, 14 an der Zahl, zu Pferd nach Straßburg abgerückt, sie brauchten 3 Tage zu ihrer Reise. Die 58 Büchschützen waren bis Basel mit dem Schiff gefahren und hatten zu ihrer Reise ebenfalls drei Tage gebraucht. Begeisterte Berichte waren von beiden Gruppen aus Straßburg gekommen, im ganzen ober-rheinischen Land rühmte man den Glanz des Festes, und so war man in den Kreisen der Züricher Ratsherren und Bürger zu dem Entschluß gekommen, das Schützenfest als Zuschauer zu besuchen. Als ein Zeichen deutsch-vaterländischer Verbundenheit, als Beweis herzlicher Freundschaft zwischen den beiden Städten, sollte die Fahrt gelten und zugleich auch als große Tat erscheinen, die Zeugnis gab von der Kühnheit, Kraft und Ausdauer der Züricher Mannschaft. Dem Chronisten dieser Reise, dem Doktor Keller, erschien der bisherige Verlauf gute Hoffnung

auf das Gelingen des Unternehmens zu geben.

Schon näherte man sich dem Städtchen Laufenburg und damit den Klippen, über die der Rhein hinabstürzt. Man hatte dorthin neue Steuermänner bestellt, die die Züricher ablösen sollten, und unterhalb der Stromschnellen lag ein weiteres Schiff bereit, die Fahrer aufzunehmen, die keine Zeit verlieren wollten mit dem Herabführen ihres Schiffes. Es verlief auch alles nach Wunsch: die Steuerruderer standen bereit, die Tonne mit dem Hirsebreitopf, dem kostbaren Wahrzeichen der Glücksschiffer, wurde sorgsam hinabgetragen, ebenso der Korb mit den Semmelringen, die Ez- und Trinkvorräte und die Ruder. Nach kurzem Aufenthalt ging die Fahrt weiter über unsichtbare gefährliche Klippen hinweg und schließlich auch glücklich durch den furchtbar tobenden Strudel des Höllhafens, wo die Schiffsleute den Atem anhielten, denn es konnte da auf Leben und Tod gehen.

Am klösterlichen Säckingen vorbei gen Rheinfelden schoß nun das Schiff, dem man überall von den Ufern aus zujubelte, von frischer Ruderkraft getrieben. Bei der Durchfahrt unter einer Brücke konnte einer der Mitfahrer eine an einer Schnur herabgelassene Flasche ergreifen. Sie enthielt einen trefflichen Elsässer Weißwein, der dem flinken Zupader gut schmeckte. Dieser hübsche Zwischenfall war Anlaß zum allgemeinen Frühstück, wobei der ruhige Stromlauf bis Basel nun die frohe Stimmung nicht störte.

Basel, die Stadt am Rheinknie, wurde um zehn Uhr mit Trompetenfanfaren erreicht. Drei Kanonen erwiderten mit Freudenschüssen den Gruß der Züricher. Wieder wie in Laufenburg wurden die Steuermänner ausgewechselt und zugleich auch eine andere Rotte für die 18 Seitenruder an Bord genommen. Nachdem man schon die Weiterfahrt angetreten hatte, brachte ein flinkes Boot noch eine freundliche Spende des Basler Herrn Christoph Danner. Ein großer Krug Wein, welsche Würste, Brot, Rettich und Salz wurden dankbar entgegengenommen.

Breit und ruhig, vielarmig und inselfreich floß damals der noch nicht eingedämmte Strom nordwärts. Dem Strudel bei Istein schenkte man wenig Beachtung, nachdem man weit größere Fährlichkeiten bestanden hatte. Es kam nun alles darauf an, rasch vorwärts zu kommen. Neuenburg, das der Strom immer wieder zu unterminieren suchte, zog vorbei, und Breisach tauchte auf. Es war zwei Uhr nachmittags, als man dort in aller Eile wieder die Steuerruderer wechselte. Von Breisach brauchte ein Lastschiff acht Stunden bis nach Straßburg. Es galt also das Letzte an Kraft und Ausdauer einzusetzen, um das Ziel noch rechtzeitig zu erreichen.

Die Glut der Mittagssonne drohte die Leiber der Ruderer in Schweiß aufzulösen, aber es gab kein Nachlassen in dem scharfen Takt der Ruderschläge. Die gute Aussicht auf das Gelingen des Unternehmens erregte die ganze Besatzung.

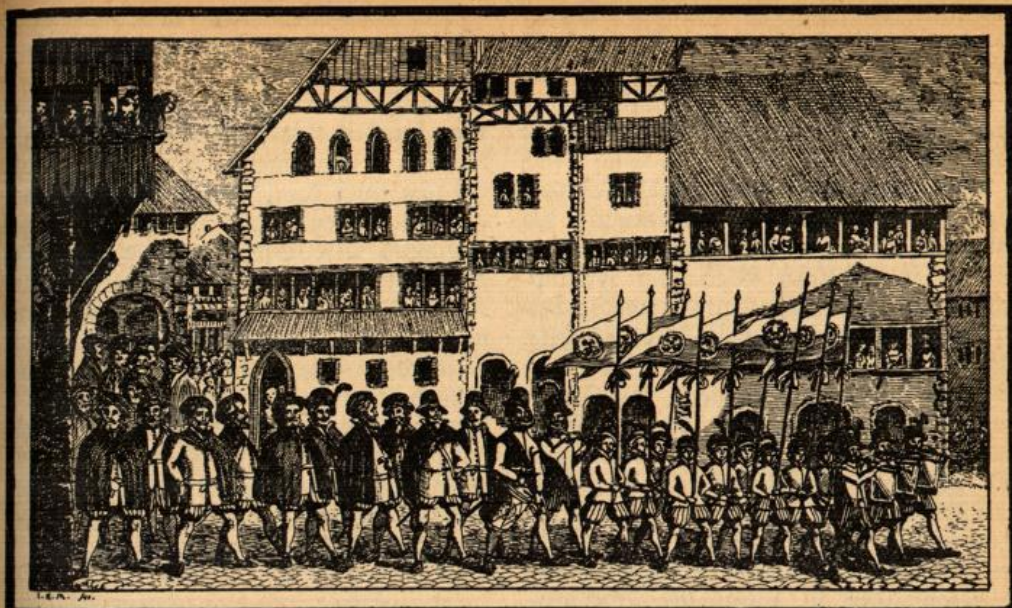
Der Eifer und der Kraftaufwand an den Rudern wurde nun immer stärker. Endlich erblickte man, als die Sonne dem Untergang nahe war, die vergoldeten Turmspitzen der Stadt Straßburg!

Das Ziel erreicht! Es war wenige Minuten nach acht Uhr, als das Züricherschiff durch einen Seitenarm des Rheins in die Stadt einfuhr.

Das Gestade war mit Menschen dicht besetzt, die alle in freudiger Erregung waren. Viele hatten auf den Erfolg oder Mißerfolg des Unternehmens große Wetten abgeschlossen. Nun hatten die, die auf die Tüchtigkeit der alemannischen Landsleute gesetzt hatten, die Wette gewonnen.

Die Insassen des Schiffes rüsteten sich zum Empfang, legten ihre schwarzen Mäntel um und schmückten ihre Hüte mit Federbüschen. Vom Ufer her tönt kriegerische Musik. Im Schiff erinnerte man sich der Semmelringe und warf das noch frische Gebäck in die Menge. Jung und alt rauchten um die Stücke, die man als kostbare Andenken an die kühne Fahrt aufzubewahren gedachte.

Zwei Mitglieder des Stadtrats traten



Einzug der Helden des glückhaften Schiffes in Zürich.

Nach einem alten Züricher Kupferstich.

vor. Trommler und Pfeifer waren in Reih' und Glied angetreten. Bürger und Volk staunten die Sonne an, die von den Zürichern aus dem Schiff getragen wurde. Nach einer vorausgegangenen persönlichen Begrüßung durch Handschlag ergriff der Züricher Obmann Kaspar Thomann das Wort und sagte in herzhafter Ansprache, der die Straßburger in achtungsvollem Schweigen lauschten, daß die Züricher Mannschaft gekommen sei, um der Stadt Straßburg zu zeigen, wie die Nachbarin Zürich Hilfe schiden könn', eh ein Breit kalt würde, wenn, was Gott verhüten mög', Straßburg einmal von Feinden überfallen würde. ... Damit zeigte er auf die Sonne, von der man die Tücher abnahm und den Deckel auf einen Augenblick lüftete, so daß ein Dampfwölklein dem Topf entstieg.

Auf der Zunftstube der Maurer vollzogen sich nun die Empfangsfeierlichkeiten, die allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben sollten. Man setzte sich zu Tisch. Straßburger und Züricher abwechselnd in bunter Reihe. In feierlicher Weise wurde dann die Sonne geöffnet und ihr der eiserne Breitopf entnommen. Aufwärter trugen

davon auf jeden Tisch eine Schale des Hirsebreis. Alle kosteten von dieser Vor- speise, und die ersten, die dies ohne Vor- sicht taten, brannten sich die Lippen daran. Viele der Straßburger Standes- haupter schickten ihren Gemahlinnen ein Schüsselchen des Breis, damit sie zu Hause davon kosten konnten.

Zwei erlebnisreiche Festtage verbrachten die Züricher darauf in dem gastlichen Straßburg. Am Donnerstag vormittag zogen sie in glänzender Uniform und angeführt von kriegerischer Musik durch die Gassen der Stadt hinaus zum Schieß- platz. Gegen sechshundert Schützen waren an diesem Tage dort und erprobten als Armbrust- und Büchschützen die Waf- fen der alten und der neuen Kriegskunst.

Ein besonderer Anziehungspunkt für alle Besucher Straßburgs war schon damals das Münster mit seinem Turm und der kunstvollen Uhr, an der man den Lauf der Sterne, die Finsternisse, die Monate, Tage und Stunden, die Länge der Nächte, die Sternbilder erkennen konnte. Ihm wid- meten die Züricher den Morgen des Freitags. Auf der Plattform des Turmes nahm man den Morgenimbisß ein. Das

Rathaus, das Hospital und der Marstall wurden am Nachmittag besucht, und man mußte nun schon wieder an die Heimreise denken, da Obmann Thomann den weiteren Verbleib einzelner der glückhaften Schiffer abgelehnt hatte.

Eine hochgestimmte Abschiedsfeier vereinigte nochmals die Straßburger und die Züricher Gäste, wobei der Ammeister Sturm in herzlicher Weise der Freundschaft beider Städte gedachte und die Unvergesslichkeit der kühnen Fahrt rühmte. Jedem der 54 Männer des glückhaften Schiffes wurde eine Fahne in den Straßburger Farben (weiß-rot) und ein Sammetbeutel mit fünf silbernen Gedenkmünzen geschenkt. In seiner herzhaften und gerührten Erwiderung dankte der Obmann Thomann für alle erwiesene Freundlichkeit und schenkte der Stadt Straßburg den Hirsetopf, der in Straßburg bis zum heutigen Tage verwahrt wird, bei der Beschließung im Jahre 1870 jedoch in Stücke ging.

Die Heimreise erfolgte in „Rollwägen“ über Marchbrugg, Schlettstadt, Mülhausen und Basel.

In Zürich erfolgte ein feierlicher Einzug, bei dem die Jugend an der Spitze des Zuges marschierte. Auch den Straßburgern blieb die Fahrt der Züricher mit dem glückhaften Schiff ein unvergeßliches Ereignis. Die Alemannen des Landes am Oberrhein hatten ihre so oft schon in Kriegszügen bewährte Kühnheit und Ausdauer gezeigt und bewiesen, daß sie es verstanden, ihre Feste in der volkstümlichsten Weise zu feiern. Daß darin die deutsche Treue zum Ausdruck kam, das hat der Dichter Johann Fischart in seinem Gedicht von der Fahrt des glückhaften Schiffes in etwas holprigen Versen aber mit echter Empfindung ausgesprochen:

Seht, was die Treu hat für groß Kraft,
die ein' stark Freundschaft starker schafft,
deshalb sich deutscher Treu beflissen,
um die stets war'n die Deutschen gepriesen,
und welcher aus der Art will schlagen,
dem soll man niemals Deutscher sagen!



Auf dem Schwarzwald lebte eine junge Kleinbäuerin mit ihrem Manne in Glück und Frieden, und ließ, da sie fröhlich und freigebig war, keinen Handwerksburschen ohne ein Stück Brot von der Türe weg, gab oft auch noch einen Trunk dazu. Und die armen Brüder von der Landstraße, die ewigen Wanderer wie die jungen Gesellen, die von Ort zu Ort walzten, um das ehrbare Handwerk zu grüßen, wußten das landauf, landab wohl zu schätzen. Sie brauchten nicht lange Umstände zu machen mit Rappendrehen und demütigem Leiseprechen und sehr traurigen Märchen von Krankheit und unverschuldeter Not. Die Bäuerin lachte und sagte: „Sä, nimm; solange wir haben,

Brot bricht Not

Von Hermann Cris Basse

habt ihr auch, wo nichts ist, hat auch der Kaiser sein Recht verloren“, und streckte den Fremden das Brot hin. Und weil sie es so lachend gab, war es den oft ziemlich fedden und auch abgebrühten Burschen, als habe sie den Ranken Brot dick mit Butter bestrichen, und weil sie mit einem Scherzwort das Brot reichte, auch wenn der scheeläugigste Raubhart seine verkrustete Hand hinstreckte, so kam es denen vor, als sei das einfache Brot mit Rosinen und Mandeln gespickt und gingen mit einem klaren „Vergelt's Gott“ von dannen.

Zuweilen geschah es aber, daß der Mann beim Vesper, weil die Frau zu freigebig gewesen, und das neue Brot noch nicht gebacken war, zu kurz kam und nur halb gesättigt vom Tisch aufstand. Das gefiel ihm natürlich nicht, und er schimpfte weidlich. Da stand die gute

Frau manchmal wie eine dumme Magd vor dem leeren Brotkasten; denn für sie war nun auch nicht ein Ranft mehr übrig. Deshalb mußte sie oft nachts hinstehen und Brot backen; aber es war ihre eigene Schuld.

So geschah es auch einmal in der Osterzeit, daß ihr das Brot ausging, da die letzte Kruste einem blassen Bettelmann unter die Zähne geraten war. Sie merkte es erst am Abend spät, als der Mann sie bat, ihm für die Frühe ein Vesper zu richten, weil er über Land wolle, einen Vetter zu begraben. Als sie, es war Gründonnerstag nacht, in den Schrein langte, wähnend, ein Laib ruhe noch drinnen, war das Brett leer. Daher stand sie hin, hefelte Teig an und hatte zu warten, bis er ging, und wirkte und waltte und machte den Ofen heiß. Schob um Mitternacht, als der Karfreitag anbrach, das Brot in den Ofen. Als es schon sich bräunen wollte, merkte sie, daß sie das Salz vergessen hatte. Der Backofen stand vor dem Hof, abseits in der Matte unterm Holderbusch. Die Nacht war sehr kalt, ein starker Wind drückte den Holzrauch nieder; aber unverdrossen buk die Bäuerin das ungesalzene Brot, sie schwigte und froh dabei in einem.

Ein unheimliches Gewese war plötzlich um sie her. Sie verbrannte sich die Hände. Sie trat sich den Rodsaum ab. Sie ließ die Schaufel, womit sie das Brot einschob, fallen, daß es laut die Nacht durchklang und die Nachbarn weckte, kurzum es war alles wie verbergt. Doch das Brot lag gegen Morgen schön ausgekühlt auf dem Schaff, und der Mann, der fest geschlafen hatte, nachdem er den ganzen Tag vorher mit dem Pflug umgegangen war, wußte nichts vom nächtlichen Treiben der Frau, nahm das Brot und machte sich auf den weiten Weg zur Leiche des Veters.

Als er abends wieder heimkam, leicht berauscht vom Beerdigungswein und zornig ob des faden Brotes, das ihm die Bäuerin mitgegeben, da lag die Frau im Fieber, und es war unnötig, daß er ihr das ungesalzene Brot vorhielt. Sie erkannte ihn nicht, redete wirr und hatte es

immer mit bösen Geistern, die ihr das Karfreitagsbrot verbergt hätten und bat immer wieder Gott um Verzeihung für die Sünde. Und am Ostermorgen, da wurde sie eine Weile ruhig und ganz verklärt und sagte leise zu denen, die an ihrem Bett standen, es waren der Bauer, der Pfarrer und eine Krankenschwester: „Lauter Rosen, sehet dort, aus Brot sind



„Lauter Rosen, seht dort, aus Brot sind Rosen geworden.“

Rosen geworden. Sä, nehmet nur; so lang ich hab, habet ihr auch.“ Sie lächelte schön, neigte den Kopf zur Seite und wurde still für immer.

Niemand hätte gewußt, was eigentlich die Reden vom Karfreitagsbrot bedeuteten, wenn nicht des Nachbars Tochter, die wilde Anna, von einer „Rareß“ heimkehrend, die Bäuerin belauscht hätte. Sie erzählte im Ort herum: Die Bäuerin ist eine Scheinheilige gewesen und der Tod hat sie angeblasen, weil sie sich versündigt hat am täglichen Brot, sie habe es verschwendet. So redete sie herum. Dem Witmann jedoch sagte sie davon nichts; denn auf ihn hatte sie es abgesehen.

Es ging auch nicht lange, so erreichte sie, daß er das Auge auf sie richtete und seine Trauer vergaß; aber er biß noch

nicht an. Es kam die Kirchweih. Da betrat sie in vollem Staat seinen Hof und wollte ihn um eine Gefälligkeit bitten. „Uns ist der Heidelbeerwein umgefallen“, sagte sie, „bitter wie Galle geworden, und ihr sollt mir und der Mutter aushelfen, wir brauchen den Wein für einen Besuch. Es kommt ein Freier, den ich aber nicht erhör; trotzdem müssen wir ihn gut bewirten.“

Und sie ging mit dem Bauern in den Keller, dehnte mit munteren Gesprächen die Zeit, fing den einfachen Mann mit den Augen ein, strich nahe um ihn, atmete ihn so heiß an, daß er am liebsten über sie hergefallen wär. Doch als sie merkte, wie ihm das Feuer ins Gesicht schlug und der Wein aus dem Krug schwappte, weil seine Hand zitterte, wurde sie künstlich kalt und meinte, er als Witmann könne machen was er wolle, habe es wunderbar schön, niemand rede ihm in sein Sach. Er könne auch wieder wählen. Nicht für viel Geld würde sie indessen einen Witmann nehmen, alles nur das nicht, der habe schon alles genossen . . . Und der, der am Nachmittag kommen wolle, um sie zu fragen, sei auch so ein Witmann, allerdings viel älter. „Zu viel Erfahrung“, meinte sie schnippisch, „macht halt kalt. Ich brauch einen Heißen.“

Sie nahm rasch den Krug aus des Bauern Hand, bedankte sich und stieg vor dem Bauern, die Füße in den guten Schuhen zierlich hochhebend, leicht und wie tanzend die Treppe hinauf, und ließ den Witmann mit unruhigen Sinnen zurück. Sie hatte ganz richtig gerechnet. Abends erschien er sauber geschabt und sonntäglich angezogen auf dem Tanzboden. Eine späte Glutnelke im Knopfloch zeigte an, wie verwegen ihm zumute

war. Er ging geradewegs in den Tanzsaal hinein, legte der Anna die Hand fest auf den Arm und heißte den Walzer von ihr. Ach, wie lange hatte er auch nicht mehr fröhlich gejauchzt und getanzt. Jetzt tat er es über ein Grab hinweg in ein neues Leben hinein. Das reife Mädchen wußte ihn zu nehmen, bald heiß, bald kalt stellte es sich, äugelte mit anderen und kam doch immer wieder, an ihrem Glas zu nippen, das neben dem Seinen stehen blieb und suchte dabei seinen Blick, ei du Donner, wie ihm nie geschah, festzuhalten. Und so hielt sie sein Blut im Feuer bis die Mitternacht vorüber war und Paar um Paar den Saal verließ, und auch die Anna endlich nickte, als er ihr leise zuhaunte, es sei Zeit.

Als der Hahn krächte, huschte sie fichernd über die hintere Staffel von des Witmanns Hof heim in ihre Nachbarschaft, und ihr Weg zur Hochzeit war nun nicht mehr aufzuhalten; denn der Witmann hatte nicht viel Federlesens mit ihr gemacht und sie auch nicht mit ihm. Es nahm niemand Anstoß daran, daß auf den Hof wieder eine Frau kam, nur der wilden und auch sonst nicht gerade tugendsamen Anna gönnten die braven, ledigen Töchter im Dorf den guten Mann nicht.

Wie nun die Handwerksburschen und Landfahrer vernahmen, daß im Hof wieder eine Bäuerin hauste, da kamen sie vor die Tür und baten um Wegzehrung. Die Anna ließ sie abfahren ohne Spende, aber sie warf jedesmal in eine Truhe ein Stüd Brot, wenn der Bettler fort war; denn sie wollte eines Tages dem Bauern zeigen, wieviel die erste Frau ihm Schaden gestiftet hatte durch ihre Verschwendungssucht; denn dem Bauern war in der zweiten Ehe sehr bald ein Licht

**Die ewigen Pessimisten und die grundsätzlichen Nörgler
haben noch kein Volk gerettet, wohl aber zahlreiche Völker, Staaten
und Reiche zerstört!**

Rede des Führers am 21. 3. 1934 in Unterbaching

aufgegangen über den Unterschied der Frauen, und die erste trat, weil sie ihm jetzt so fern war, in die Verklärung ein, und er entsann sich, daß sie Elisabeth geheissen hatte und auf dem Todbett geträumt hatte, wie Brot zu Rosen wurde. Er sagte daher, wenn die Anna knurrte und geizte, und wenn ein Wanderer blaß und verbittert vom Hof ging, etwas Gutes über die verstorbene Frau. Und Anna begann, auf die Tote ihren Haß zu werfen und auf die Wanderer erst recht.

Es war aber ein bitteres Jahr im Lande, Mißwachs und Not allum, und die Schar der Heischenden aus den Großstädten überschwemmte das Land, und die Klinken wurden nicht kalt, soviel Hände legten sich darauf, um nach Brot zu fragen. Für jeden, der fragte und vergeblich bat, warf sie ein Stück Brot in den Schrein, der in dunkler Küchenede stand. Sie dachte bei sich, im Winter, wenn wir selber nichts mehr haben, wird mir der Bauer Dank wissen um das trockene Brot, das ich uns sparte.

Doch der Winter begann und der Bauer mußte in den Krieg; denn die Soldaten wurden rar, und das letzte Aufgebot wurde geholt. Die Bäuerin Anna weinte nicht. Nur nachts, da war es unheimlich im Haus, überall wisperten Mäuse und huschten Ratten, und in der Küche war es ganz schlimm. Der Bauer schrieb, er sei oft im Gefährlichen, aber er sei guten Mutes, denn an Brot habe es ihm noch nie gefehlt. Immer, wenn es auch ganz hoffnungslos sei, lenke ihn ein guter Geist irgendwohin, wo es Brot gäbe. Einmal habe er in einem ganz zerstossenen Dorf einen ganzen Backofen voll entdeckt und mit Kameraden, die schon ganz erschöpft gewesen, habe er es geteilt. Brot sei halt doch die frömmste Speise.

„Not bricht Eisen“, schrieb er einmal, „aber Brot ist stärker als die Not, es bricht die Not.“

Und Anna schrieb zurück: „Sieh, darum heb ich für die Not das Brot auf, das die andere verschwendete.“

Der Mann schrieb ihr jedoch darauf:

„Gib vom Brot denen, die es heischen, denn in deiner Truhe fressen es nur die Mäuse, und Brot will gegessen sein, nicht aufgehoben.“

Die Frau aber blieb eigensinnig; denn sie wurde geiziger mit jedem Tag. Doch es geschah, daß ihr am Karfreitag das letzte Stäublein Mehl in der Pfanne verbrannte; denn eine Stimme hatte nach ihr gerufen, es dünkte sie, es sei ihr Mann gewesen. Sie eilte auf den Hof, weil sie wähnte, er kehre heim. Da stand ein Fremder da, ausgemergelt und bärtig, und heischte Brot. Aber sie schalt ihn aus und jagte ihn fort. Als er sich wandte und hinweg war, wie in der Luft verweht, wurde es der Anna so kalt ums Herz. Sie konnte den Blick des Fremden nicht vergessen; er sah dem Jesus in der Bibel gleich. Sie stand starr eine Weile und sann in sich hinein. Inzwischen verkohlte das Mehl in der Schwaize. Ach, dachte sie darnach, nun mach ich eine Brotsuppe, leuchtete mit der Kerze in die Sammeltruhe, wo sie das verweigerte Bettlerbrot aufhob, um sich vom Vorrat zu holen. Sie konnte jedoch suchen, solange sie wollte, es war kein Brot mehr drinnen. Seit Wochen hatte sie auch keines mehr hineingeworfen; denn die heischenden Armen mieden längst ihr Haus, sie hatten ein Zeichen, einen Zinken deutlich an das Hoftor mit Röteln gemalt: Hier gibt es nichts. Und was im Kasten geruht bisher, das hatten die Mäuse gefressen. Sie griff verstört tief auf dem Boden in die dunkle Ede und faßte etwas an, es war eine Hungers sterbende Ratte. Alles in ihr sträubte sich vor Entsetzen. Nun war sie selber bettelarm. Ihr starb die Ruh im Stall, die Geiß verkam, das Schwein stand ab. Der Mann ließ nichts mehr hören.

Sie ging ins Dorf, Mehl und Kleie zu heischen. Es gab ihr niemand etwas; denn sie hatte niemand etwas gegeben. Im Hofe aber hausten die Mäuse und gingen ihr sogar an Kleid und Schuh. Wohin sie trat und griff, waren Mäuse.

Und sie wurde so verwirrt, daß sie alles

verließ und wanderte, und in die Fremde um Brot ging und in der Fremde starb.

Als der Mann, nach langer Verschollenheit in der Gefangenschaft, heimkehrte, war er zum zweiten Male Witmann und sehr allein. Doch wurde ihm eine arme, einfältige Magd ins Haus geschickt, die nahm er eines Tages zum Weibe; denn sie glich der ersten Frau und war so fröhlich und gütig wie diese. Und niemals mehr hat es um des Brotes

Willen Streit gegeben. Doch Kind und Kindeskind nahm es wunder, daß keine Maus ins Haus fand; aber die Handwerksburschen fanden hinein, selbst wenn der Winter eine Mauer darum baute oder der Sommer es tief in dem Obstbaumwald verbarg. Und durch den Rötelskreis, den Zinken, der einst sagte: „Hier gibt es nichts“, hat einer ein Kreuz gestrichen und ein ander Zeichen hingemalt: „Hier gibt es Brot!“



Wie komme ich zu meiner Ahnentafel?

(Mit Ahnentafel und Ahnenliste der Kinder des bekannten Vererbungsforschers Univ.-Prof. Dr. Eugen Fischer, Berlin.)

Von G. Federle

In erfreulicher Weise bringt die Notwendigkeit des arischen Nachweises alle Volksgenossen früher oder später dazu, sich einmal mit den eigenen Ahnen zu beschäftigen und sich die eigene Ahnentafel aufzustellen. Das ist besonders wichtig, weil nichts so eindringlich und klar uns in die Erkenntnisse über unser eigenes Wachstum aus dem gemeinsamen Mutterboden unseres Volkes und über die starke Blutsverflochtenheit aller Volksgenossen miteinander einführt, als eben die Forschung nach den Wurzeln des eigenen Seins, über die 2 Eltern und 4 Großeltern zu den 8 Urgroßeltern, den 16 Ururgroßeltern, den 32 Ahnen der

nächsten Generation, den 64 usw., d. h. eben die Arbeit an der Aufstellung der eigenen Ahnentafel.

Diese Arbeit bringt jedem Volksgenossen stets wieder neue Entdeckungsfreuden und vertieft in ihm, je weiter er vordringt, die Einsicht in die wunderbaren Wege menschlichen Wachstums, die uns den nationalsozialistischen Begriff der Volksgemeinschaft blutsmäßig klar werden läßt.

Neben der Freude an der Arbeit und dem Wachsen der Erkenntnis bringt die Arbeit an der Ahnentafel aber manchmal auch Schwierigkeiten, Verdruß und sogenannte tote Punkte, an denen ein Wei-

terkommen aussichtslos erscheint. In sehr vielen Fällen aber entstehen die Hemmungen der Arbeit aus nicht genügender Sachkenntnis. Es gibt im allgemeinen in der zunächst in Frage kommenden Zeit des 19. und ausgehenden 18. Jahrhunderts kaum Schwierigkeiten in der Ahnentafelarbeit, die sich nicht durch sachgemäße Behandlung beheben ließen.

Zu Beginn seiner Arbeit stellt man zunächst all das zusammen, was man an eigenem Wissen schon hat, was Vater und Mutter an sicheren Angaben machen können und was man von Angehörigen der näheren und weiteren Verwandtschaft nur immer erfahren kann. Und das ist oft weit mehr, als man gemeinhin erwartet. Diese Zusammentragarbeit aus der Familie ist aber unbedingt notwendig, da alle für die weiter zurückliegenden Forschungen in Frage kommenden Ämter meist so belastet sind, daß man zunächst alle Wege beschreiten muß, um ihnen nicht unnötige Arbeit zu machen. Man wird auf diese Weise wohl stets seine Ahnentafel bis zu den Großeltern mit allen Lebensdaten und zu den Urgroßeltern mit einigen Angaben erhalten. Soweit schreibt man sich seine Ahnen dann in Tafelform auf, wie dies hier mit der Ahnentafel der Kinder des bekannten Bahnbrechers auf dem Gebiet der Vererbungsforschung, des Direktors des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik zu Berlin-Dahlem, Professor Dr. Eugen Fischer, mit seiner gütigen Erlaubnis als Beispiel geschehen ist (siehe Tafel Seite 92).

Von jedem in einer solchen Anfangs-Ahnentafel vorkommenden Datum läßt man sich, soweit nicht schon vorhanden, den urkundlichen Nachweis vom Standesamt (für alle Angaben nach 1871) und

vom Pfarramt (für alle Angaben aus der Zeit vor 1871) gegen die übliche Gebühr von 60 Pfennig zusenden. Bei der Beantragung dieser Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden ist es notwendig, daß man das Datum richtig angibt und die schon bekannten Angaben aufs genaueste macht, damit die betr. Stelle (Standesamt und Pfarramt) nicht infolge von Ungenauigkeiten oder unrichtigen Angaben unnötigerweise suchen muß.

Von solchermaßen gesichertem Grundstock der Ahnentafel aus geht man nun an ihre weitere Bearbeitung. Aus den Geburtsurkunden der 4 Großeltern (Nr. 4, 5, 6 und 7) ergeben sich die Namen der 8 Urgroßeltern (Nr. 8—15). Von den Geburtsdaten der Großeltern rückwärts gehend fragen wir nun nach den Eheschließungen der 4 Urgroßelternpaare. Die Heiratsurkunden enthalten in dieser Zeit oft die Geburtstage der Brautleute und die Angaben über ihre Eltern, so daß wir damit wieder eine Geschlechterfolge weiter zu den Namen der 16 Ururgroßeltern kommen.

Die Ururgroßeltern (V. Generation).

- Nr. 16. Andreas Fischer, Rentamtmann, Ratsschreiber, * Arnstein 9. 3. 1743, † Walldürn 18. 1. 1824, ∞.
- Nr. 17. Eva Sabine Rapp, * Büchold bei Karlstadt i. B. 6. 11. 1750, † Walldürn 1. 3. 1814.
- Nr. 18. Simon Haugel, Oberamtmann, * Miltenberg 18. 5. 1768, † Karlsruhe 23. 12. 1829, ∞ Mosbach 12. 5. 1807.
- Nr. 19. Elisabeth Mördes, * Mosbach 26. 3. 1784, † Karlsruhe 18. 1. 1866.
- Nr. 20. Anton Sallinger, Adlerwirt, Rastatt, * Rastatt 21. 11. 1777, †, ∞ II Niederbühl 12. 7. 1807.
- Nr. 21. M. Barbara Trautmann, * Rastatt 30. 10. 1782, † Ettlingen 9. 5. 1852.
- Nr. 22. Heinrich Heydt, Kaufmann, * Rastatt 7. 8. 1778, † Rastatt 25. 11. 1855, ∞ Rastatt 12. 5. 1800.

Nie . . . wollen wir vergessen, daß Freundschaft nur der Starke verdient, und der Starke gewährt.

Rede des Führers am 14. 9. 1935 in Nürnberg

8) Ernst Fischer Badischer Oberforstmeister und Forstinspektor * Giffenheim 4. 5. 1788 † Karlsruhe 15. 10. 1860	9) Franziska Haagel (2. Frau) * Sigelsbach 22. 9. 1810 † Karlsruhe 31. 5. 1885 ∞ Mosbach 21. 7. 1830	10) Anton Sallinger, Kaufmann * Rastatt 9. 8. 1808 † Freiburg 13. 5. 1874	11) Maria Walburga Heydt * Rastatt 30. 10. 1808 † Freiburg 14. 10. 1890 ∞ Rastatt 1. 12. 1831	12) Theodor Walter, Kaufmann * Offenburg 2. 7. 1812 † Offenburg 12. 11. 1861	13) Theresia Öhring * Offenburg 13. 11. 1819 † Offenburg 16. 10. 1879 ∞ Offenburg 29. 10. 1840	14) Franz Heydt, Kaufmann * Rastatt 4. 9. 1805 † Rastatt 5. 9. 1860	15) Silvestra Wader * Ettlingen 29. 12. 1829 † Ettlingen 19. 9. 1873 ∞ Ettlingen 3. 4. 1854
4) Eugen Fischer, Großkaufmann * Karlsruhe 26. 12. 1835 † Freiburg 28. 7. 1902	5) Josefine Sallinger * Rastatt 7. 5. 1844 † Freiburg 15. 8. 1924 ∞ Freiburg 23. 4. 1867	6) Josef Walter, Kaufmann * Offenburg 23. 3. 1846 † Freiburg 26. 4. 1929	7) Anna Heydt * Rastatt 21. 1. 1855 ∞ Offenburg 24. 8. 1874	2) Dr. med. Eugen Fischer, ord. Prof. der Anthropologie Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts, Berlin * Karlsruhe 5. 6. 1874			
3) * Offenburg 31. 8. 1876. ∞ Freiburg i. 23. 7. 3. 1901				1 a) Hedwig Fischer, * Freiburg i. 23. 8. 3. 1902 1 b) Gertrud Fischer, * Freiburg i. 23. 21. 7. 1905 1 c) Hermann Fischer, * Freiburg i. 23. 15. 9. 1911			

- 8) Nr. 23. M. Magdalene Bifoni, * Rastatt 1. 6. 1777, † Rastatt 21. 1. 1834.
 Nr. 24. Mathäus Walter, * Offenburg 16. 5. 1783, † Offenburg 7. 7. 1844, ∞ Offenburg 23. 9. 1811.
 Nr. 25. M. A. Theresia Göring, verw. Klayle (Schwester v. 26), * Offenburg 24. 3. 1787, † Offenburg 3. 7. 1812.
 Nr. 26. Franz Xaver Göring, Dreikönigswirt, Offenburg (Bruder v. 25), * Offenburg 25. 11. 1790, † Offenburg 30. 9. 1840, ∞ Offenburg 23. 4. 1812.
 Nr. 27. M. Elisabeth Wiedemer, * Offenburg 10. 10. 1790, † Offenburg 8. 7. 1838.
 Nr. 28. Heinrich Heydt = Nr. 22.
 Nr. 29. M. Magdalene Bifoni, = Nr. 23.
 Nr. 30. Karl Wader, Kaufmann, * Ettlingen 10. 5. 1804, † Ettlingen 5. 2. 1880, ∞ Ettlingen 23. 8. 1827.
 Nr. 31. M. Magdalene L u m p p, * Ettlingen 8. 12. 1803, † Ettlingen 15. 8. 1837.

Bei der Bearbeitung der hier als Beispiel angeführten Ahnentafel Fischer werden wir ohne weiteres von Rastatt die Eheschließungsurkunde der Ahnen Nr. 10 und 11 und von Offenburg die der Urgroßeltern Nr. 12 und 13 erhalten. Dagegen wird uns Rastatt vielleicht mitteilen, daß die Eheschließung der Ahnen Nr. 14 und 15 in der Heimat der Braut, in Ettlingen, stattgefunden habe, und Karlsruhe, daß die Urgroßeltern Nr. 8 und 9 nicht dort geheiratet haben, wo, sei unbekannt. Damit beginnen nun die eigentlichen Schwierigkeiten der Ahnentafelforschung; denn die Eheschließungsurkunde ist eine unerläßliche Voraussetzung, um an der betreffenden Stelle weiterzukommen; eine eindeutige Bestimmung eines Ahnen wird durch die Geburtsurkunde erst in Verbindung mit der Heiratsurkunde geschaffen und die Sterbeurkunde bietet die notwendige Kontrolle hierzu.

Wenn uns daher erneute Umfragen in der Verwandtschaft, oder irgendwelche Hinweise im Kirchenbuch nicht weiterhelfen, müssen wir uns andern Hilfsquellen zuwenden. Da in diesem Beispiel der Urgroßvater Nr. 8 ein hoher Badischer Beamter war, hat voraussichtlich das Generallandesarchiv in Karlsruhe seine Personalakten, aus denen Hochzeitstag und -ort und außerdem Geburtstag

und Angaben über die Eltern (Ahnen Nr. 16 und 17) hervorgehen werden. So besteht die Möglichkeit, in allen Fällen, wo es sich bei unsern Ahnen um Beamte, Angestellte oder Bedienstete von großen oder kleinen Ländern, von Städten, von Fürsten, Grafen, Klöstern und anderen Herrschaften handelt, aus den Archiven dieser früheren Herrschaften Angaben über unsere Ahnen zu erhalten. Aber auch für alle anderen Untertanen dieser ehemaligen Herrschaften besteht beim Versagen der Kirchenbücher die Möglichkeit, aus den betr. Archiven Hinweise zu erhalten, um in der Forschung weiterzukommen. Über solche Möglichkeiten erhalten wir am besten Auskunft durch das Staatl. Archiv des Landes oder der Provinz oder durch die jeweiligen familiengeschichtlichen Vereinigungen, von denen die dem Volksbund der deutschen sippentkundlichen Vereine angehörigen hier angeführt seien:

Arbeitsbund für österreichische Familientunde, Hauptleitung Graz, Bürgergasse 2 I (alte Universität).
 Badische Heimat e. V., Freiburg i. B., Hansjakob-Straße 12.
 Bayerischer Landesverein für Familientunde, München, Herzogspitalstraße 1.
 Braunschweiger Verein für Sippenforschung, Braunschweig, Wilhelm-Bode-Straße 14.
 „Der Herold“, Verein für Geschlechter-, Wappen- und Siegellunde zu Berlin, Berlin W 8, Kronenstraße 4/5.
 Deutsche Ahnengemeinschaft (D. A.) e. V., Sitz Dresden, Kanzlei Dresden-A. 1, Kanzleigäßchen 1 III.
 Die „Maus“, Gesellschaft für Familienforschung, Bremen e. V., Geschäftsstelle Bremen, Martinistraße 7/8.
 Genealogische Gesellschaft in Frankfurt a. M., Frankfurt a. M., Corneliusstraße 22.
 Gesellschaft für Ahnenkunde, Wien I, Augustinerbastei 6 — Albrechtspalais (Erdgeschoß).
 Gesellschaft für Familienforschung in Franken (e. V.), Nürnberg-N, Schweppermannstr. 59.
 Gesellschaft für Familienforschung, Wappen- und Siegellunde in Danzig, Danzig-Langfuhr, Königstaler Weg 34.
 Gesellschaft für Familientunde in Kurhessen und Waldeck, Kassel, Kölnische Straße 84.
 Hannoverscher Landesverein für Sippenfunde, Hannover, Geibelstraße 35 I.
 Hessische Familiengeschichtliche Vereinigung, Darmstadt, Hügelstraße 45.
 Mecklenburgischer Landesverband für Sippenforschung, Schwerin, Mecklenb. Wismarsche Straße 61/69.

- Mitteldeutscher Landesverein für Sippenforschung, Halle a. S., Friedrichstraße 46 II.
 Zentralstelle für Niedersächsische Familientunde e. V., Hamburg 36, Postschloßfach 239.
 Nassauische Familiengeschichtliche Vereinigung, Wiesbaden, Kapellenstraße 47.
 Schleswig-Holsteinische Arbeitsgemeinschaft für Sippenforschung und Sippenpflege, Kiel, Karlstraße 27.
 Pommerische Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde, Stettin, Reddigstraße 10.
 „Roland“, Verein für Sippenforschung und Wappenkunde e. V., Sitz Dresden, Geschäftsstelle Dresden-Al. 1, Taschenberg 3.
 Sächsische Stiftung für Familienforschung (Forschungs- und Auskunftsstelle über Wappen- und Familientunde), Dresden-Al. 1, Taschenberg 3.
 Schleifische Arbeitsgemeinschaft für Sippenforschung, Breslau, Kaiser-Wilhelm-Straße 120.
 Sippenkundlicher Landesverein für die gesamte Oberlausitz, Görlitz, Schendendorffstraße 9.
 Thüringische Gesellschaft für Sippenkunde, Gotha, Staatsarchiv, Schloß.
 Verein für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e. V., Königsberg i. Pr., Augustastrasse 10 II.
 Verein für Württembergische Familientunde e. V., Stuttgart-O, Alexanderstraße 13.
 Vereinigung für Sippenforschung, Wappen- und Namenkunde in Oesterreich, Wien 8, Fuhrmannsgasse 18 a/14.
 Westdeutsche Gesellschaft f. Familientunde e. V., Sitz Köln, Geschäftsstelle Köln 7, Schloßfach 55.
 Westfälischer Bund für Familienforschung, Münster i. Westf., Fürstenbergstraße 1/2, Staatsarchiv.
 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, rechtsfähige gemeinnützige Stiftung, Leipzig C 1, Deutscher Platz (Haus der deutschen Bücherei).

Oft bringt auch eine Such-Anfrage in den Zeitschriften dieser Vereinigungen oder in der Reichszeitung des NS-Lehrerbundes-Bayreuth, im „Archiv für Sippenforschung“ (Verlag Starcke, Görlitz) oder in Familie, Sippe, Volk“ (Verlag Mehner, Berlin SW 61, Gitschinerstraße 109) u. a. eine Hilfe aus dem Leserkreis, die um so eher zu verwerten ist, je weiter man in seiner Forschung fortgeschritten ist. Bei allen Anfragen, wo es auch sei, füge man Rückporto bei und vergesse den Dank für die erteilte Hilfe nicht!

Bevor man sich an Archive wendet, veräume man keinesfalls, sich in der nächsten größeren Bibliothek die vor-

handene familiengeschichtliche Literatur und besonders das mit bisher über 90 Bänden erschienene „Deutsche Geschlechterbuch“ (Verlag Starcke, Görlitz) durchzusehen. In den Namensverzeichnissen dieses großartigen Werks sind weit über 150 000 Namen enthalten. Da wir es in unserer Ahnentafel bei jeder weiteren Generation mit der doppelten Zahl von Ahnen und dementsprechend Familiennamen zu tun haben (8 Urgroßeltern, 16 Urgroßeltern, 32, 64, 128, 256 usw. Ahnen), so wächst mit jeder Generation, die wir erforschen, die Möglichkeit, daß wir auf Familien stoßen, deren Stammsfolgen bereits im Geschlechterbuch bearbeitet sind, so daß wir unsere Ahnenlinie dann dort abschreiben können. Mit fortschreitender Arbeit erhalten wir immer mehr Möglichkeiten, besonders bei der starken allseitigen familiengeschichtlichen Tätigkeit in Deutschland aus der familiengeschichtlichen Literatur Angaben über unsere eigenen Ahnen zu bekommen. Empfehlenswert ist es auch, sich nach Ahnentafelforschern zu erkundigen, die nach den gleichen Familien suchen, wie wir selbst. Da kann man sich gegenseitig oft kräftig aushelfen. Das „Verzeichnis deutscher Familienverbände und Familienforscher“ (Verlag Starcke, Görlitz) vermittelt uns in großer Anzahl Anschriften hierzu. Wollen wir die Arbeit eines Fachmanns in Anspruch nehmen, so erhalten wir von der „Vereinigung der Berufssippenforscher“ bei der „Reichsstelle für Sippenforschung“ Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 26 Auskunft über geeignete Kräfte. Die „Deutsche Ahnengemeinschaft“ Dresden-Al. 1, Ranzlegäßchen 1³ hat in einer Riesenzahl von Ahnentafeln, die einen großen Teil des deutschen Ahnenerbes enthalten, sowie die „Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte“, Leipzig C 1, Deutscher Platz, in jahrzehntelanger Tätigkeit ein großes familiengeschichtliches Material gesammelt.

So braucht niemand zu verzweifeln, wenn er da und dort an seiner Ahnentafel nicht weiterkommt. Überall bieten sich

Möglichkeiten, um Schwierigkeiten zu überwinden. Allerdings braucht man Geduld dazu, Liebe zur Sache und Fähigkeit. Dann aber wird es jedem Volksgenossen gelingen, in stiller, jahrelanger Arbeit, Baustein für Baustein der Ahnentafel seiner Kinder zu sammeln, Stück für Stück sie zusammenzusetzen und schließlich ein gewichtiges Stück deutschen Volkes vergangener Jahrhunderte als eigenes Ahnenerbe zu erkennen. Aus der großen Ahnentafel der Kinder unseres berühmten Badischen Landsmanns, Professor Dr. Eugen Fischer, möge zum Abschluß noch die Reihe der Urururgroßeltern angeführt sein!

Die Urururgroßeltern (VI. Generation).

- Nr. 32. Joh. Leonhard Fischer, Schreinermeister, * Arnstein 21. 4. 1718, † Arnstein 7. 1. 1759, ∞ Arnstein 24. 4. 1741.
- Nr. 33. Ursula Lehmann, * Arnstein 14. 9. 1718, † Arnstein 4. 3. 1782.
- Nr. 34. Joh. Georg Rapp, Jäger, Förster, * Büchold (?) um 1707, † Bugrheinfeld 29. 3. 1772.
- Nr. 35. Maria Anes, * um 1715, † Berned 16. 11. 1788.
- Nr. 36. Franz Anton Haagel, Bäckermeister, Miltenberg a. M., ∞ 3. 11. 1754.
- Nr. 37. Anna Margarethe Fertig aus Weibach.
- Nr. 38. Ignaz Josef Moerdes, kurbäuerlicher Zollberater, * 6. 1743, † Mosbach 13. 2. 1819, ∞ 1. 5. 1770.
- Nr. 39. Marie Franziska Schad, * Stein a. Kocher 22. 4. 1752, † Mosbach 2. 9. 1825.
- Nr. 40. Frz. Anton Sallinger, Schiffswirt, Rastatt, * Rastatt 22. 11. 1734, † Rastatt 13. 1. 1814, ∞ 14. 1. 1765.
- Nr. 41. Marie Elisabeth Müller, * Ruppenheim 28. 9. 1739, † Rastatt 20. 7. 1812.
- Nr. 42. Christoph Trautmann, Müller, Rastatt, * Rastatt 5. 2. 1753, † Rastatt 22. 4. 1810, ∞ Rastatt 26. 5. 1777.
- Nr. 43. Marie Walburga Geiger, * Rastatt 9. 5. 1758, † Rastatt 7. 7. 1831.
- Nr. 44. Anton Franz Heydt, Konditor, Rastatt, * Sasbach 28. 5. 1725, † Rastatt 13. 7. 1790, ∞ Bühl 21. 11. 1774.
- Nr. 45. Magdalene Mayer, * Bühl 4. 9. 1749, † Rastatt 28. 3. 1794.
- Nr. 46. Franz Josef Bisoni, Raminfegermeister, * Rastatt, † Rastatt, 3. 12. 1790, ∞ II Rastatt 26. 6. 1767.
- Nr. 47. Magdalene Kretzler, * Rastatt 25. 7. 1747, † Rastatt 4. 1. 1802.
- Nr. 48. Jos. Anton Wenzeslaus Walter, * 29. 11. 1740, † Offenburg 9. 5. 1829, ∞ Offenburg 30. 9. 1771.
- Nr. 49. Elisabeth Vogt, † Offenburg 7. 9. 1820.
- Nr. 50. Frz. Xaver Göring, Dreikönigswirt, Stadtrat, * Appenweiler 17. 12. 1759, † Offenburg 27. 5. 1827, ∞ Offenburg 17. 1. 1785.
- Nr. 51. Maria Theresia Wiedemer, * Appenweiler 22. 2. 1751, † Offenburg 14. 10. 1816.
- Nr. 52. Frz. Xaver Göring = Nr. 50.
- Nr. 53. Maria Theresia Wiedemer = Nr. 51.
- Nr. 54. Josef Anton Wiedemer, Rotgerber, Offenburg, * Offenburg 24. 1. 1765, † Offenburg 8. 9. 1805, ∞ Offenburg 5. 2. 1787.
- Nr. 55. Maria Elisabeth Sehle.
- Nr. 56. Anton Franz Heydt = Nr. 44.
- Nr. 57. Magdalene Mayer = Nr. 45.
- Nr. 58. Frz. Josef Bisoni = Nr. 46.
- Nr. 59. Magdalene Kretzler = 47.
- Nr. 60. Ulrich Wacker, Handelsmann, Bürgermeister, * Ettlingen 4. 7. 1774, † Ettlingen 16. 8. 1821, ∞ Ettlingen 12. 2. 1801.
- Nr. 61. Marie Anna Rakenberger, * Ettlingen 14. 5. 1782, † Ettlingen 15. 3. 1839.
- Nr. 62. Bartholomäus Lumpp, Großh. Bad. Oberförster, * Darlanden 6. 7. 1762, † Ettlingen 14. 9. 1828, ∞ Ettlingen 19. 6. 1787.
- Nr. 63. M. Magd. Valentine Willenwardt, * Ettlingen 24. 10. 1763, † Ettlingen 4. 5. 1806.

Es gibt kaum ein Volk der Erde mit weiter gespannten Fähigkeiten,
wie sie unser deutsches Volk besitzt.

Rede des Führers am 7. 2. 1934 in Berlin

Merkwürdiges Bittgesuch aus alter Zeit

Von Wilhelm Zentner.

Lieber Leser, weißt du, selbst wenn du von Lörrach, Weil oder Basel stammst, etwas vom Pfarrer Christian Gottfried Ludwig in Detlingen? Ich sehe wohl dein Kopfschütteln, kann dir aber zum Troste verraten, bis vor kurzem war ich auch nicht gescheiter als du, bis mir das nachstehende Zeugnis seiner Hand und seines Wesens zu Gesicht kam. Die Kirchenbücher, die so manches zu verraten wissen, wenn man sie nur recht zu befragen versteht, erteilen nähere Auskunft. Anno 1752 ist unser Mann, der zuerst Präzeptor am Gymnasium illustre zu Karlsruhe, sodann sechs Jahre Seelenhirt zu Langensteinbach gewesen, als ordentlich berufener Pfarrer der Gemeinde Detlingen mit den Seinigen im Markgräfler Lande und im neuen Amte aufgezogen, wohl zufrieden mit seiner schönen, vom Rebengügel zu Thal blickenden Pfarrei. Lediglich das Pfarrhaus wies einen kleinen Schaden. Allein da schirrte Ludwig, auch auf dem Pegasus sattelfest, rasch entschlossen das Mäusenröflein und ließ es im Verstrab bis in die Kanzlei eines hohen geistlichen Konsistoriums in der markgräflichen Residenzstadt traben. Was mag man dort für Augen und Ohren gemacht haben, als der unvermutete Ankömmling plötzlich so hell und ungeniert in die staubige Stube wieherte, als gräse er noch auf den fetten Weiden seiner Oberländer Heimat?

Unter einer sauberen Zeichnung des Detlinger Pfarrhauses und dem Datum vom 26. Mai 1756 standen folgende Reimverse zu lesen:

Hochfürstliche Verwaltung!
Hier sieht man die Veräntung
der schlechten Pfarrhausfenster;
sie stehen als Gespenster
in meinem besten Zimmer,
ich mag sie wahrlich nimmer!
Es sind derselben drei,
an allen ist kein Blei
und keine gute Scheibe,
sie müssen mir vom Leibe!
Ich bin mit Weib und Kind
vor Regen und vor Wind,

im Winter vor Erkalten
sehr übel aufbehalten.
Zudem so es ist endlich
nicht zierlich, sondern schändlich,
ein Pfarrhaus wahrzunehmen,
des Fenster so beschämen
und überall zersehet
und mit Papier zerplähet,
daß jedermann drob schilt.
Drum bitte ich um neue,
worauf ich mich schon freue.
Hochfürstliche Verwaltung,
ich bleibe ohn' Erkaltung
vor das begehrte Glück
Ihr Diener

Pfarrer Ludwig.

Und die markgräfliche Verwaltung, die, entgegen kleinlichem Kanzleigebaren, das nie aus dem Stirnrünzeln herauskommt, für einen harmlosen Spaß diesmal mitlachend zu Hause war, setzte unter dies merkwürdige Bittgesuch, ohne aus dem Ton und Vermaß des Supplikanten zu fallen:

„Hierauf wird resolvieret:
die Fenster reparieret!“

Und also geschah's. Der Pfarrer Ludwig hat sich noch geraume Zeit der neuen Fenster und der herrlichen Aussicht ins oberrheinische Land erfreut. Am 12. Juni 1775 findet sich sein letzter Eintrag ins Detlinger Kirchenbuch. Dann legte er die Feder aus der Hand, vielmehr er übergab sie seinem Nachfolger Heinrich Christian Sonntag und verbrachte noch fünf wohlverdiente Ruhestandsjahre an der Stätte seiner ehemaligen Wirksamkeit, von der er sich nicht mehr trennen konnte. Im Jahre 1780 ist er dann aus dem irdischen in den himmlischen Ruhestand versetzt worden.

In den Detlinger Reben soll übrigens schon damals ein guter Tropfen gewachsen sein; und falls du gelegentlich hinaufkommst, lieber Leser, so vergiß nicht, ein Glas dankbarer Erinnerung auf den waderen Pfarrherrn zu leeren, der in Poesie und Prosa gleichermaßen beschlagen war. Ich wenigstens will's gewiß nicht unterlassen!

Die Streichholzbrücke

Erzählung von Friedrich Schnad

Was sind schon Streichhölzer! Sie werden angebrannt und weg-
geworfen. Und doch ist kein Ding so
gering, daß sich nicht ein Schicksal daran
heften könnte.

Grete Wels arbeitete seit mehreren Jah-
ren in einer Streichholzfabrik. Mit siebzehn
Jahren war sie dort eingetreten, jetzt, ein
Mädchen aus der Zeit, war sie zwanzig,
und seitdem tat sie in der Woche Tag um
Tag die gleichen Handgriffe: sie verpackte
Streichholzschachteln in die bekannten
Pakete. Die Schachteln flossen zu ihr und
den Mitarbeiterinnen an den langen
Tisch heran, geschwind und genau fertigt-
en die geübten Hände die Pakete, und das
laufende Band führte sie davon, ununter-
brochen, wie eine endlose Kette ihre Gli-
eder. In Gretes Vorstellung begannen die
Zündhölzer ihre weite Reise in die Welt,
überall hin, wo man nur deutsche Streich-
hölzer kaufte.

Grete war hübsch. Sie hatte ebenmäßige
Züge, die ein wenig schwermütig schienen,
leuchtend blondes Haar und dunkelblaue
Augen. Der längliche Gesichtsschnitt ließ
erkennen, daß sie oder ihre Vorfahren aus
dem Norden stammten. Obwohl sie nicht
viel an ihr Äußeres hängen konnte, bewies
sie in der selbstgeschneiderten Kleidung
Geschmack und auch eine persönliche Note,
und so sah sie besser aus, als man eigent-
lich bei ihrem geringen Verdienst ver-
muten konnte. In dem scheinbar gelassenen
Mädchen stak jedoch eine phantasievolle
Unruhe, wahrscheinlich ein Erbteil vom
Vater her, der Kapitän auf einem Fracht-
schiff gewesen war, ehe er in einem Sturm
vor der schwedischen Küste Schiffbruch
erlitten und dabei den Tod gefunden hatte.
Gretes Einfälle strebten gern über den
Augenblick hinaus. Die Zündholzschach-
teln, die sich eine an die andere auf dem
fließenden Band reihten, kamen Grete zu-
weilen als geheimnisvolle Brücke in die
Ferne vor. Ihre Bilder und Wünsche

schickte sie bei der Arbeit darauf entlang —
irgendwohin. Die Richtung war nicht so
wichtig.

Gretes Mutter war nach dem Eintref-
fen der Unglücksbotschaft von der schwe-
dischen Küste einem alten Herzleiden
erlegen. Geschwister hatte Grete nicht.
Wäre nicht ihre Tante gewesen, die
Schwester des Vaters, hätte das Mädchen
nach dem Tod der Eltern allein gestanden.
Die Lehrerswitwe nahm sie zu sich. Frei-
lich mußte Grete sich sogleich nach einer
Stellung umsehen, die kleine Witwen-
pension reichte schlecht für zwei. Fabrik-
lohn und Witwenpension wurden zusam-
mengelegt — auf solche Weise schlug man
sich durch.

Wenn sie abends zu Hause war, die
kleine Hausarbeit verrichtet, die Kleider
und Wäsche in Ordnung waren, und
Grete noch ein wenig Zeit übrig hatte,
auch nicht zu müde war, nahm sie aus den
Resten der einstigen Lehrerbibliothek gern
ein Buch. Nicht um ihrem schmalen Wis-
sen aufzuhelfen — was sollte sie auch
damit? Sie brauchte Anregung und auch
Entspannung von der Wirkung der
mechanischen Tagesarbeit. Meist nahm
sie irgendeinen Band über fremde Län-
der, Sitten und Menschen, wie sie ihr
Vater auf seinen Schiffreisen kennen ge-
lernt haben mochte. Und wie er auf den
Wogen des Meeres hinausgesteuert war,
seinen Zielen entgegen: so trieb Grete
auf den Strömungen ihrer Vorstellung
und Gedankenlust nach Abwechslung und
Fernen fort und weiter als der verunglückte
Seemann.

Aber war dies die einzige Ablenkung
und Freude, die sich ein junges Mädchen
wünschen und gönnen durfte? Und würde
sie niemals lieben und geliebt werden?
Sie fühlte sich sehr einsam.

Und als sie sich wieder einmal ganz ver-
lassen vorkam, hatte sie einen absonder-
lichen und sentimentalen Einfall, über den

ihre Arbeitskolleginnen sicher gelacht hätten, wäre er ihnen nur bekannt geworden.

Doch Grete führte ihn ganz heimlich aus. Mit ihrer hübschen Handschrift schrieb sie abends etwas auf einen Briefbogen und legte den am nächsten Morgen in eines der von ihr behandelten Streichholzpakete. Ein kleiner Brief war es, für



Eines Morgens legte der Bürodienner einen Brief auf den Paktisch.

den Zufall geschrieben und auch für die Hoffnung; ein Brief in die unbekannte, lockende Welt. Und das Paket, in das er verschlossen wurde — war es nicht einer der vielen Bausteine an der unendlich langen Fernbrücke, die täglich am Paktisch gebaut wurde? Auf dieser Zündholzbrücke sollte Gretes Brief hinauswandern. Hoffentlich, dachte sie, zu einem richtigen Menschen! Und sie stellte sich darunter einen hübschen, freundlichen Mann vor, etwa einen Seemann, einen Kapitän oder Lotten. In einer schlichten Reimerei hatte sie ihrem plötzlichen Gefühl nachgegeben.

„Bittel!“ stand groß und zügig auf

dem Briefbogen oben, und darunter hieß es:

„Wer dies Paket erhält.

Ich bitte ihn, mir zu schreiben.

Ich habe keinen Freund auf der Welt:

Ich möchte nicht einsam bleiben!“

Sie hatte mit ihrem vollen Namen unterzeichnet, und daneben die genaue Anschrift der Fabrik vermerkt. Und jetzt stat der Brief in dem Streichholzpaket, das fließende Band führte es von Gretes Tisch weg — wer wußte, wohin.

Das Paket hatte es aber nicht eilig. Es kam mit den andern der Tagesleistung in das Lager der Fabrik und wurde eingestapelt. Die Streichholzpost brauchte ihre Zeit. Endlich, nach Wochen, verfrachtete der Lagerbeamte wieder mehrere Eisenbahnwagen voll Streichholzlisten — und Gretes Brief trat seine vorbestimmte Reise an.

Längst hatte sie ihren Einfall vergessen. Zwar hatte sie eine Zeit auf Antwort gewartet, da sie aber ausblieb, dachte die Schreiberin nicht länger daran. Sie hatte Sorgen: die Tante kränkelte und bedurfte der Pflege. Monate vergingen. Als Grete den Brief geschrieben hatte, war es April gewesen. Mittlerweile war es Oktober geworden.

Eines Morgens legte der Bürodienner der Fabrik einen Brief auf den Paktisch.

„Für mich?“ fragte sie erstaunt. Es war ein schmaler Brief und wirklich an sie gerichtet.

Sie sah sofort den Aufgabestempel: Lindau am Bodensee entzifferte sie. Wer mochte ihr schreiben? Sie hatte keinen Bekannten in der süddeutschen Stadt. Vielleicht jemand, der mit ihrem verstorbenen Vater bekannt gewesen war, ein Kapitän vielleicht? Auf dem Bodensee fuhren kleine Dampfer. Sie war ungeheuer neugierig, den Inhalt des Briefes zu erfahren — aber jetzt war keine Arbeitspause, unaufhörlich flossen die Streichholzschachteln heran und erlaubten nicht die geringste Verzögerung.

Wie erstaunte Grete aber, als sie später den Brief las, wobei sie sich erinnerte, daß sie einmal in einer wunderlichen Laune einem Paket ein paar Seilen beigelegt hatte!

"Wertes Fräulein Wells!" las sie. "Ich habe Ihnen dem Zufall anvertrauten Brief erhalten. Da mich das Gedicht, das doch wohl von Ihnen verfaßt ist, angenehm berührte, schide ich Ihnen einen schönen Gruß. Vielleicht freuen Sie sich darüber, so daß Sie wenigstens nicht heute traurig sein müssen. Ihre Streichhölzer kaufe ich gern. Ich bin Inhaber einer Drogerie in Lindau. Mein Geschäft hat eine gute Lage, und die Stadt in der ich lebe, ist herrlich. Von meinem Wohnzimmerfenster aus sehe ich fast den ganzen Bodensee vor mir liegen. Und wenn ich nach links blicke, schaue ich auf die Berge und das Schweizer Ufer, und wenn ich mich nach rechts wende, sehe ich das schöne deutsche Ufer. Kennen Sie den Bodensee...?" So schrieb der unbekannte Streichholzkäufer. Seinen Namen hatte er unter die Seilen gesetzt und die Straße, in der sich sein Geschäft befand.

Es war selbstverständlich, daß Grete zu Haus den alten Atlas ihres Vaters zur Hand nahm und die Karte von Süddeutschland aufschlug, um die Stadt zu suchen, die einen so hübschen Namen hatte. Sie fand sie auf einer winzigen Insel im Bodensee, die sicherlich schöne Wasserstadt, zu der ein Eisenbahndamm hinführte und deren Namen an Lindenbäume gemahnte. Selbstverständlich war es auch, daß Grete noch am gleichen Abend den Brief beantwortete. Und wie der Drogist einiges von sich berichtet hatte, so erzählte nun auch Grete von ihrem Leben, wie sie zu jenem Einfall gekommen war, schrieb von Vater und Mutter, der alten Verwandten, bei der sie jetzt lebte, und berichtete von ihrer Fabrikarbeit, womit sie ihren Lebensunterhalt bestritt. Der Brief wurde noch abends in den Kasten geworfen.

Mit großer Spannung wartete die Schreiberin nun auf einen neuen Widerhall, auf einen zweiten Brief aus Lindau.

Lindau . . . summt das Wort beständig in ihrem Kopf, und sie sah den blühenden See mit weißen, lustigen Dampfern darauf.

Ein neuer Brief ließ nicht lange auf sich warten. Auch der Drogist berichtete von seinem Leben. Es war ein umfangreicher und hübscher Brief. Und nicht lange danach — Grete hatte schon wieder geantwortet — kam noch eine Ansichtskarte, ein Sonntagsgruß aus der Stadt Konstanz, die einen so wohlklingenden Namen hatte, wohin der Drogist auf einem Ausflug mit dem Schiff gefahren war.

So ging es eine ganze Zeitlang weiter, Brief folgte auf Brief — die Streichholzbrücke in die Ferne war einer lebendigen Wortbrücke gewichen.

Und wie jede Märchengeschichte der Wirklichkeit entstammt — weil nichts möglich ist außer der Wirklichkeit — so auch diese: Grete, das Streichholzmädchen, und der Drogist, der Streichholzkäufer und Händler, kamen mehr und mehr einander näher, bis endlich nichts mehr zu schreiben, nur noch zu tun war. Richard Deuring, so hieß der Brieffschreiber, bestieg den Zug und fuhr nach Norddeutschland zu Grete.

"Hier bin ich!" sagte er, "und ich fahre nicht allein zurück."

Und so geschah es.

Herr und Frau Deuring wohnen heute in Lindau am Bodensee, in der hübschen Stadt, von der man auf die Berge, das Wasser und die Obstgärten blickt. Sie betreiben ihre gutgehende Drogerie, und Grete verkauft die Streichhölzer, die ihre früheren Arbeitskolleginnen in Norddeutschland verpacken.

In der Fabrik ist die kleine Geschichte allmählich bekannt geworden, Gretes Einfall wurde nachgeahmt: viele der jungen Arbeiterinnen haben bereits versucht, auf gleiche Weise dem Glück etwas nachzuhelfen, Zündholzbrücken nach fernen Städten und Ufern schlagend. Doch bis zur Stunde hat noch keine zweite mit dem Brief im Streichholzpaket Erfolg gehabt. Das Glück wendet selten zum zweitenmal die gleiche Art an.

Der Mahnbrief

Von Karl Heinz Edert

Der Bauer hockte am Tisch in der großen Stube und las mit bösem Gesicht den Brief, der gerade gekommen war: „... und ersuchen wir Sie daher, die fällig gewesene Rate nunmehr ohne Verzug an uns zu überweisen. Sollten Sie dieser Aufforderung binnen drei Tagen nicht nachgekommen sein, sähen wir uns zu unserem Bedauern ...“

Der alte Holm runzelte die Stirne und trommelte mit der Faust ein paarmal heftig auf den Tisch. Dann legte er den Brief weg, sah eine Weile durchs Fenster hinaus zum Stall hinüber und kratzte sich schließlich nachdenklich hinter dem Ohr. Er hatte die Rate für die verdamnte Füttererschneidemaschine doch bezahlt! Die mußten da ja eine saubere Zucht haben in ihrem Stadtladen, daß sie so was noch nicht einmal buchten! Und er stand auf und kramte in der Kommode nach dem Hundertjährigen Kalender, in dem er alle wichtigen Dinge das ganze Jahr über aufzuheben pflegte.

Der Hundertjährige fand sich schließlich zwischen einem Duzend zerlesener Romanhefte, die der älteste Junge aus der Stadt mitgebracht hatte. Der Bauer setzte die Brille umständlich auf der Nase zurecht und blätterte dann im Kalender. Aber so sehr er auch suchte, der Postabschnitt war nicht aufzufinden. Er suchte ein zweites und sogar ein drittes Mal — der Postabschnitt war einfach nicht da!

Dabei fiel ihm ein Brief in die Hände, der ebenfalls im Kalender lag und demzufolge zur wichtigsten Post gehörte, die der Bauer Holm in der letzten Zeit bekommen hatte. Er nahm ihn heraus, um ihn wieder einmal zu lesen und suchte weiter nach der Quittung. Aber es half alles nichts. Sie war nicht da. Nicht im Hundertjährigen und nicht in der Kommode. Auch hinter dem Wandkalender steckte sie nicht.

Er rief nach der Bäuerin und während diese nun noch einmal suchte, wo der Postabschnitt doch nicht war, nahm der Bauer den Brief aus dem Hundertjährigen zur Hand.

„... Wir haben unseren Jungen zuerst gar nicht wiedererkannt, so gesund und kräftig ist er wiedergekommen. Sie als Bauer können sich sicher gar nicht so recht vorstellen, was es für so einen Jungen aus einem Hinterhaus im Kohlenpott bedeutet, aufs Land zu kommen, Sonne, Wald und Wiesen um sich zu haben, einmal frische Luft einzuatmen und nicht immer den ruhigen Dunst unserer Stadt.“ „Hm“, sagte der Bauer und sah von dem Briefe auf, „Alte, ich denke wir nehmen wieder so ein Stadtkind diesmal.“

„Mir soll's recht sein“, meinte die Bäuerin so nebenhin und kramte die Schublade abermals von oben bis unten durch. „Platz ist ja da und zum Mitessen reicht's allemal noch für so einen Jungen.“

Der Bauer nickte und wollte den Brief wieder in den Umschlag zurücklegen. Aber das ging nicht so glatt, weil etwas im Umschlag steckte und sperrte. Holm griff danach und zog mit verblüfftem Gesicht die Quittung für die bezahlte Maschinensrate heraus. Und nachdem er sich von seinem Erstaunen darüber etwas erholt hatte, konnte er sich auch genau entsinnen, daß er den Brief zum letztenmal damals gelesen hatte, als er den Postabschnitt hatte weglegen wollen.

„Na, dann nehmen wir erst recht ein Stadtkind! Alte, du kannst das gleich heute melden, damit wir nicht zu spät kommen und am Ende noch leer ausgehen!“

Und dann schrieb er der Maschinenfirma, daß sie mal in ihren Büchern nachsehen möchten, wenn sie Zeit hätten ...